

Vor den Landen

Stiefelchen

2021

Die alte Heimat

Es lebten einmal zwei Geschwister, Stiefgeschwister um genau zu sein, in einem Dorf am Rande eines riesigen, unerforschten Waldes. Sonti, der Knabe, hat ehemals sechs Winter gesehen, als seine Mutter an einer mysteriösen Krankheit verstarb. Tagelang fieberte sie im Bett, währenddessen sie alles ausspied, das sie sich in der Not einverleibte. Ratlos blieben die Nachbarn, ratlos blieb der Schamane, dessen weithin bekannte Kräuterkunde keine Genesung verhieß. Eines Nachts schrie sie ein letztes Mal heulend auf, ehe sie unter krampfenden Schmerzen zusammenfuhr und endlich tot liegenblieb. Begraben wurde sie nicht unter den anderen Toten, sondern auf einem Friedhof für Aussätzige, der eine gute Stunde Weg vom Dorf angelegt worden war.

Fortan mied man Sontis Familie. Ein Bruder war schon sehr jung verstorben, des Vaters Bruder kam bei der Jagd ums Leben, als er ins Gerangel zweier Hirsche geriet. Woher die Krankheit der Mutter gekommen war, das konnte niemand sagen, zumal zunächst kein anderer ihr Schicksal teilte. Trotz allem sollte sie nur ein Vorbote dessen sein, das das Land Jahre später als Pestilenz heimsuchen sollte.

Zwei Jahre nach der Mutter Tod nahm sich der Vater eine neue Frau, Isaline, von warmherzigem Gemüt, wie die eigene Mutter. Erst in diesem Alter begriff Sonti zu verstehen, was das Edle eines Menschen ausmacht: seinen Charakter, seine Werte und Prinzipien. Und er lernte hindurchzusehen durch Zerlumpung, Schmutz und Dialekt, durch Armut und Reichtum, durch Fremdes und Vertrautes, um den Kern dessen zu erfassen, das der mittlerweile greise Schamane *Seele* zu taufen pflegte. Denn so unwirklich wie das Aussehen, lernte

Sonti, so wahr sprach das innere Bild zu ihm, ob es ihn nun mit Zorn und Unbehagen schreckte, oder ihm durch Gutherzigkeit ein Vorbild war.

So betrachtete er auch seine neue Schwester eine Weile, die Isaline als Tochter in die Familie mit einbrachte. Jarste war ihr Name, und lange Zeit konnte Sonti sie nicht begreifen. Im Dorf gab es nicht viele Kinder ihres Alters, sodass ihm die Richtwerte fehlten. Jarste, obwohl nur wenig jünger als Sonti, bewies sich in Verstand und Mitgefühl, war gut zu Tieren, hilfsbereit und vorausschauend; einfallsreich, könnte man ergänzen. Diese Werte waren auch Sonti teilweise zu eigen, und so freundete man sich innig an, dass sie in Gesprächen und Gedanken von echten Geschwistern fortan nicht zu unterscheiden waren. Auch innerhalb der Dorfgemeinschaft verschmolzen sie zu einer ganzheitlichen Familie, deren Vergangenheit kein Fremder mehr auseinanderhalten konnte.

Genau genommen verband die Stiefgeschwister eine Aura, die fernab der elterlichen Umsorgung wuchs und erstarkte. Wann immer sie einander besprachen, spielten, träumten – es war ihnen, als redeten sie mit sich selbst, des anderen Gedanken zu hören, des anderen Gefühle zu spüren, des anderen Wesen zu sein. Wie Gegenstücke ergänzten sie einander; gleich Teilen einer zerbrochenen Klinge, die nur so, und nicht anders, aneinandergesetzt und miteinander verschmiedet werden konnte.

Jarste wurde bekannt durch ihr langes, zunächst blondes, bald braunes Haar, das sie immer wieder zurückschneiden musste, bevor es die Erde erreichte. Die Kinder ärgerten sie deswegen, doch stets war ihr Bruder zur Stelle, um ihre Ehre, wie er glaubte, zu verteidigen. Dieser ernsthaften Fürsorge ging kein Vorsatz voraus; er handelte weniger durch seine Erziehung als durch sein eigenes Ehrgefühl, die eine Schwester, die er hatte, zu beschützen, so gut er konnte. Darum half er ihr auch bei ihren Haaren, wusch und zöpfte sie, wenn Jarste selbst nicht mehr heranreichte.

Wie ihre Mutter war sie ausgesprochen schön anzusehen, und wer sich ihr hingab, der konnte die Augen nicht mehr von ihr lassen. Zärtlich und verletzlich erschien sie den Menschen, dass man ihr instinktiv jeden Beistand angedeihen lassen wollte; ein Kind, dem man sich seiner Herzlichkeit wegen zuwendete und drum ehrfürchtig mit ihm sprach; ein Kind, von dem jedermann wollte, dass es das seine sey.

Wer sich in der Kinder Nähe aufhielt, dem wurden die zahlreichen körperlichen Merkmale gewahr, die sie einzigartig machten: Sonti zeichnete eine Narbe über die Brust, als er als kleines Kind unter ein Hausschwein geriet. Wer

auch immer ihn dort berühren wollte, dem widerfuhr Zurückhaltung; allein Jarste ließ er an sich, gleich so, als sey es seine eigene Hand. Sein braunschwarzes Haar hing verwildert bis zu seinen Schultern, dass Jarste ihm von Zeit zu Zeit kleine Blätter und Schmutz herauslas, solange sie keinen Kamm hatten. Der eine Kamm, den die Familie besaß, zerbrach der Tochter eines Winters, als sie zu kräftig damit durchs Haar stieß. Und Jarste wuchs im Ansatz ein sechster Zeh am rechten Fuß, der nur sichtbar war, wenn sie sich wusch und den Blick zuließ. Als Zeichen der Götter gedeutet, sprach man ihr deswegen eine siegreiche Zukunft voraus, auch wenn sie sich selbst für die Verformung schämte, die, wohl bemerkt, weder ihren Gang noch den nach außen wirkenden Eindruck beeinflussten.

Sobald die Kinder erwachten, begann ihre Hausarbeit: In Abwechslung holte der eine Feuerholz von draußen, der andere fütterte die Haustiere. Dann wurde Wasser aufgesetzt und Brei gekocht. Wenn die Familie das Essen beendet hatte, ging der Vater prüfend durch den Garten, setzte sich alsbald an seine Dinge in der Werkstatt oder ging zu den Nachbarn, um zu helfen. Die Kinder ordneten ihre Dinge, wie ihnen die Mutter aufgetragen hatte, erst dann durften sie nach ihrem Willen spielen und im Dorf herumtoben. Ihr Leben in den Grenzen des Dorfes waren geprägt von der Regelmäßigkeit des Waschtags, der Erntehilfe, der Viehzucht. Kein Morgen verging, da nicht am Herd zu helfen war; kein Abend verging, der nicht mit einer von Vaters Anekdoten abschloss, die er durch den Pfeifenrauch nuschelte. Und es war ein Leben, mit dem man zufrieden sein konnte; vielleicht nur deswegen, weil man kein erbärmliches Dasein kannte.

Ihr Haus, es ist weder das kleinste noch das größte im Dorf, steht am Rand der Umfriedung, gleichwohl es das älteste der Siedlung ist. Über die Generationen sind weitere Wirtschaftshäuser und Hütten entstanden, die Umfriedung wurde verschoben und erweitert, sodass es heute nur eines unter vielen ist. Nicht anders sieht sich der Familienvater: „Es ist nicht privilegiert, auf einen Stand zu bestehen, in dem man nicht geboren worden ist!“, sprach er immer: „Und wenn mein Ahnherr König gewesen wäre – dann war es er, nicht ich!“

Die Kinder bemerkten unvermittelt, dass dem Vater die Herkunft seines Namens, seiner Ahnen weniger bedeutete als Krähenkot auf einer Vogelscheuche. Darüber schmunzelten sie während des Sommers, wenn die Tage lang und die Besinnung tiefgreifend wurde. Und so betrachteten auch sie sich in Demut, indem sie nicht werteten, von wem sie abstammten, sondern nach ihren Fertig-

keiten, ihren Kenntnissen die Dinge einzuschätzen lernten. Nachbarn wurden zu Familie, und die Furcht vor Fremden im Dorf verflog, sodenn sie nicht stumm und starrend daherstanden oder ihnen Kuhhörner aus dem Kopf wuchsen!

Schon früh hatte sich Sontis Wortlaut zu klarer, aufrichtiger Aussprache entwickelt, dass er bar seiner als frech empfundenen Bemerkungen so manche Schelte einstrich. Jarste dagegen sprach bedachter, und wenn sie sprach, dann in einem ausgekehlten, liebeizenden Ton, dass der Gesprächspartner zum Dazwischenreden unfähig wurde, stattdessen gerne wartete, bis ihr wohler Klang beendet war. Trotz alledem lebten die Kinder in einer gütigen, abgeschlossenen Welt, in den Grenzen ihres Dorfs.

Jahre bescheidenen Daseins gingen dahin. Gleichschon sie von ihren Eltern im Lesen und Rechnen und mit fantasievollen Geschichten unterrichtet worden waren, sehen sie nie mehr von der Welt, als zu jenem besonderen Tag einmal im Monat, wenn der Vater mit dem Karren in die große Stadt, zum Markt fährt. Jetzt, da Vater sich in Glück und Zufriedenheit mit seiner neuen Frau und den Kindern zeigt, wollen auch seine Nachbarn und Freunde wieder teilhaben an dem Schicksal der Vier. Des Familienvaters Schuhe und Gürtel (er verdient sich als Belter) verkaufen sich mit Nachfrage, und es ward hier und da ein Taler mehr in die Kassen gespült. Man kaufte sich zwei Ziegen und einen Esel, der nunmehr den Karren anzieht auf dem Weg zum besagten Markt.

Die Kinder, tags zuvor von ihrer Mutter in ein weniger flickiges Tuch eingekleidet, zeigen unverhohlen ihren Frohsinn, indem sie singen und das Zugtier necken. Mit weiten, unverdorbenen Augen schauen sie auf die Weite der Welt, von der man behauptet, sie wäre endlos. Keiner von ihnen hat je das Meer gesehen, das die Welt angeblich umspülen soll; vielmehr sind die Geschichten, die man abends am Herdfeuer erzählt, erfüllt von Warnungen und Unwissenheit: Der große Wald beispielsweise – niemand kann sagen, wo er endet; kein Jäger hat ihn je durchquert. Was sich östlich ihres Dorfes befindet, ist ohnehin bestenfalls vage zu beschreiben.

Nie ist jemand dem Bach zu seiner Quelle gefolgt – oder seiner Mündung. Keiner der einfachen Bauern hat sich je auf Reise begeben; nicht weil es keine Neugierde in der Welt gibt, sondern weil schlichtweg keine Not dies zu tun besteht. Reisen, das überlässt man den fahrenden Händlern, den Abenteurern und Wagemutigen. Wer aber an seiner Bescheidenheit festhalten will, so lehrt es der Vater, der möge sich um die Familie sorgen, den Hof, die Tiere und die Ernte,

und seine Nase nicht weiter herausstecken als das Rübengrün über den Gartenzaun wächst.

Sonti und Jarste sind mit diesem Ideal aufgewachsen und mögen es akzeptieren. Sie erfrischen sich an dem raren Neuen, das ihnen der Weg zum Markt bietet, wie an einem kühlen Wasser. Mehr jedoch nicht. Sie beobachten aufmerksam die wenig vertrauten Tiere, die ihnen begegnen; die fremdartige Landschaft, obwohl sich dieselben Bäume, Wiesen und Felsen nur zu neuen Formen ordnen; aber auch das allgegenwärtige Unbehagen und das ferne Grollen, das der Krieg mit sich bringt, und das die Heimat bald erfassen muss.

Dabei weiß kaum jemand etwas über den drohenden Konflikt. Im Dorfrat bespricht man dieses Thema wiederholt, doch ohne Priorität. Die Geschwister beobachten gelangweilt, wie man zunächst um die Preise feilscht; sich einig wird bei der Behandlung von Schädlingen; was für das dörfliche Gemeinwohl eingekauft werden soll. Ganz zuletzt erwähnt jemand den Krieg, und betont ihn, beinahe verlegen, wie einen überflüssigen Aberglauben. Viele der alten Bauern wollen darüber nicht reden und nicht streiten. Genauso gut, meinen sie, könnte man über die Anzahl der Sterne streiten. Der Vater gehört zu den Aufmerksamen; denjenigen, die lieber zu viel als zu wenig wissen.

Doch die Wahrheit lautet: Niemand weiß Genaues. Der König, dessen Aussehen oder Alter nicht ein einziger unter ihnen mit Gewissheit beschreiben kann, ist es wohl, der sich gegen Eindringlinge zur Wehr setzt. Nichts davon ist mehr als Hörensagen. Manche flüstern, der König lebe schon gar nicht mehr, jetzt regiere sein Sohn. Andere haben gehört, der Krieg war kurz und längst vorüber. Und die unwissenden Bauern des Dorfes am Rand des riesigen Waldes? Die wussten weder, wofür noch gegen wen sie kämpfen müssen, wenn eines Morgens die Heere am Feldrand Aufstellung nehmen sollten. In dieser Welt, wir nennen sie *Prinm*, ist es keinesfalls so, dass ein Bote mit Nachrichten vom königlichen Hof von Siedlung zu Siedlung reist. Nein, man hält es eher nach dem Leitsatz: Wenn etwas wirklich Bedeutendes geschehen sollte, dann erfährt man es nicht durch Getuschel, sondern sieht es mit eigenen Augen.

Die Geschwister bedenken sich mit der von ihren Eltern angedachten Sorge. Mit der Zeit – bald vier Jahre der Ungewissheit gehen ins Land – verlernen sie das kindliche Spielen, vergessen die Lieder, die sie auch an bedrückenden Tagen sonst aufmuntern konnten. Die Nachmittage verbringen sie nun im Haus, wärmen sich am Herdfeuer, zählen die Stunden. Wenn es neben der üblichen Hausarbeit sonst nichts zu tun gibt, lassen sich die beiden von der Fantasie entführen, aber auch von Furcht verführen, denn in die Zukunft lässt sich nicht blicken.

Die Geschäfte gehen eintönig. Vaters Arbeiten sind nun gefragt für Riemen, wie man sie an Tornistern und Kriegswaffen anbringt. Mit einem schuldigen Gefühl verkauft er sie an den wenigen noch ausgerufenen Markttagen an Zwischenhändler; fragt bei jeder Gelegenheit nach Neuigkeiten, die er ins Dorf würde mitnehmen können. Derweil lässt er sogar Frau und Kinder daheim, aus Angst, die Wege seien vor räuberischen Söldnern nicht mehr sicher. Diese und andere Meldungen sammelt er einfältig ein, lässt sich in seiner geringen Weltkenntnis scheuen, und bringt die Furcht mit ins Dorf. Nicht lange darauf beginnt er, seine beiden Kinder im Umgang mit Waffen zu schulen.

Auch Isaline beobachtet zunehmend die Angespanntheit, die sich an Vaters sonst so offenherzigem Gemüt festkrallt. Der prüft das Haus auf Schäden; schleift Dolche; sammelt Geldstücke, mit denen sich Geiseln freikaufen lassen. Denn nicht wenige berichten mittlerweile aus benachbarten Regionen von plündernden Horden, wohl bemerkt beider Heere, die Landstriche verheeren, mit einer solch rücksichtslosen Gemeinheit, wie man sie hierzulande nie gekannt hat. Man spricht von wahllosen Entführungen, die Adligen gegen Geld freizulassen, die gemeinen Leute zum Vergnügen. Eine Handvoll Nachbarn hat das Dorf sogar bereits verlassen.

Schlimmer noch, es geht die Kunde von einer mysteriösen Krankheit, die die Menschen ohne Unterschied dahinrafft. Ganze Dörfer, sogar Städte seien bereits wüst und menschenleer; und kein Gelehrter traue sich eine Heilung zu.

Wenn die Geschwister nachts im Bett liegen, tauschen sie flüsternd Gedanken aus. Und sie stellen sich vor, wie die Pestilenz auch in ihr Dorf komme und Nachbarn niederlegt. Sie fürchten sich vor den Heerscharen, die einen Krieg zu ihnen bringen, der nicht der ihre ist; sie fürchten die unbegreifbare Krankheit, die sich so sehr von einer blutenden Wunde oder dem Tod durch Ertrinken unterscheidet – da man sieht, was Gefahr verheißt. Gern erinnern sie

sich an ihre Kindheit, wissen aber auch sehr genau um das unwiderrufliche Ende derselben.

Wenn dann auch die Eltern auf der Ofenbank eingeschlafen sind, und nur noch ein gelber Schein der ausglimmenden Glut das Heim erhellt, kehren sich Sonti und Jarste auf ihrem geteilten Bett zueinander.

„Stiefelchen!“, so liebkost Jarste ihren Stiefbruder und erweckt ihn flüsternd aus dem angefahrenen Schlaf: „Stiefelchen, es fröstelt mich.“

Sonti, kaum bei klarem Verstand, bedeckt sie mit dem Fell und legt seinen Arm um ihre Schultern. Er begreift nicht, dass sie ihr Schicksal meint.

„Stiefelchen?“

„Ja? Schlaf doch.“

„Und wenn auch wir wie die Nachbarn gehen? Wenn der Karren dasteht, verschnürt mit allen Dingen, die wir besitzen, mit Töpfen und Webstuhl, und Besen und ..., nun, was alles sonst unser ist ..., und wir ziehen los wie die anderen?“

Sonti öffnet seine Augen: „Werden wir denn nicht zusammen sein? Soll doch der Himmel unser neues Dach sein; ungebratener Fisch mit Kohlblättern das Frühstück! Dass wir einander, so wie jetzt, in die Augen sehen können ...“

„Das ist auch mir wichtig!“, fährt Jarste ein und klammert sich nur umso enger an ihren Bruder, dessen Beisein ihr wie eine verheißene Wohltat, ein Preis am Ende eines großen Mühsals ist. Stünde er ihr nicht zur Seite, so ist sie sich gewiss – es wäre eine leere Welt.

Zum Erstaunen sey gesagt, dass selbst ihre Eltern wenig daran änderten. Zwar sind die Eltern ein bedeutender Bezugspunkt für jedes Kind, doch für Jarste war ihr Bruder von ungleich größerer Bedeutung. Und wann immer sie das Bett mit ihm teilte, da war es, als teilte sie ihr Leben mit ihm. Dass sie sich wärmend zueinander legten, war weder ungewöhnlich noch anstößig. Einander sahen sie als Bedürfnis, doch im geistigen Sinne: Sie hätten behauptet schon immer zu wissen, dass ihnen der jeweils andere wie das zweite Auge, wie der Schlaf, wie der Durst sey, ohne die das Leben ungleich schwerer, vielleicht sogar unmöglich zu bewältigen sey; für dessen Fehlen man von Freunden Mitleid erwarten durfte wie beim Verlust einer Hand. Dass sie sich nun insbesondere während des gegenwärtigen Winters so aneinanderfanden, hatte nichts mit dem Frost zu tun, der trotz der großzügigen Glut an der Herdstelle ins Haus einzudringen suchte. Auch im Sommer kehrten sie einander zu, schliefen we-

nigstens mit berührenden Händen ein und ruhten sicher und fest angesichts der gegenseitigen Nähe.

Es kam eines Tages, dass die Kinder zum Feuerholen geschickt wurden. Das war an sich nicht ungewöhnlich, denn es währte schon viel zu lange dieser strenge Winter, und das nahegelegene Holz war für Waffenschäfte, für Pfeile und Kriegsmaschinen unlängst verbraucht. Der Krieg ist nun näher als zuvor, denn es wurden Soldaten gesichtet, die sich in Dörfern einquartierten; die an Wegen und Brücken unbestreitbare Zölle einforderten; die das Land mit ihrem Anliegen und Auftreten überschatteten, als habe es nie die Sonne gesehen.

Trotz allem kann Vater die Geschwister guten Gewissens in den Wald entlassen, wo sie sich meist zwei oder drei Tage aufhalten, ehe sie mit vollen Kiepen und den Taschen voller Waldfrüchte heimkehren. Ihrer Sicherheit brauchen die Eltern sich nicht sorgen, denn gute Kämpfer sind aus ihnen geworden. Nicht erprobt im Feld, im Kampf Mann gegen Mann, doch zuverlässig und geschickt bedienen sie Speer und Schild, und das eine Kurzschwert, das seit Generationen im Familienbesitz ist. Jetzt, zu Kriegszeiten, endete sein tristes Dasein als wenig beachteter Kaminschmuck, und es wanderte in die fähige Hand des jungen Sonti.

Tief im Wald ist ohnehin von Soldaten nichts zu sehen, die sich in ihren klappernden Rüstungen nicht verbergen, nicht anschleichen, ihre gepanzerten Pferde nicht reiten können. Und was sich an Getier im Wald versteckt hält, dem sind die Kinder schon so manchen Tages tapfer begegnet. Fortan wurden aus ihnen gehärtete Seelen; der Vater kennt dies von seinem Leder, das anfangs weich, später mit Mitteln ausgehärtet wird, damit es zum Gürtel taugt. Er mag sagen, sie haben ihre Zärtlichkeit, ihre Betonung auf Einsicht und Mitgefühl verloren; doch gewonnen haben sie das Erwachsene, das man in diesen Jahren zum Überleben braucht. Die Widrigkeiten der Natur, die gesellschaftliche Kälte haben sie neue Worte, neue Verhaltensweisen gelehrt. Und gehorsame Schüler sind beide gewesen.

Sechzehn Jahre alt ist Sonti geworden, erst neulich, zehn Tage vor Wintersonnenwende. An seiner Schwester Geburt erinnert sich die Familie genau 122 Tage zuvor. Genau genommen legt man nicht wesentlichen Wert auf dererlei exakte Angaben. Das ist etwas für die Mathematiker, aber von wenig praktischer Bedeutung für das Bauernvolk. Und hatte man nicht jeden Frühling zu feiern, so man die strengen Winter überlebte? Gerade hier, im Mittelpunkt des Tals, konnte sich die von den umgebenden Bergen herunterkriechende Kälte sammeln und das gesamte Dorf, alle Wiesen und Wasserläufe darum für mehrere Monde zu Eis erstarren lassen. Zwar ist es stets ein unbarmherziger, drückender Frost, der keine Jahreswende ausließ; doch er ist auch sanft und schweigsam. Sodann der Schnee sich gelegt, die Bäume, Felder und Dächer weiß eingekleidet hat, da enden auch die Stürme und der Himmel klart auf. Kalte Monate, in denen steife Glieder zur Gewohnheit wurden und derjenige erfrohr, der nicht bevorratet hatte; aber auch Monate, in denen mit Schlitten weite Strecken zurückgelegt, in denen das Wild leicht gejagt werden konnte; in denen selbst der Krieg pausierte. Mitunter vergisst man ihn für eine Weile.

Jetzt, inmitten des Winters, ist das Sammeln von Feuerholz zur wichtigsten Tätigkeit geworden. Wenn die vor dem Haus gestapelten Scheite zur Neige gehen, verbrennt man dünnere Äste oder gar morsches Möbelholz. Die Familie um Sonti und Jarste drängt eng zusammen am Feuer, umgeben von Haustieren und den Resten der Kammer: Nüsse, Eingemachtes, Trockenfleisch. Man nagt traditionell an harten Kohlsprösslingen als Überbrückung zwischen Lageräpfeln und den ersten Erdbeeren. Isaline sprach scherzhaft von derjenigen Jahreszeit, in der man die matschigen und fahlen Stellen an Obst und Gemüse nicht so großzügig wegschneidet. Die Zeit läuft langsamer, das Denken und Sprechen ebenso. Wer das alles nicht gewohnt ist, kann rasch und unbemerkt zugrunde gehen. Die Geschwister jedenfalls sehen die Kälte als eine weitere Schwester – eine große Schwester, die das Haus bereits verlassen hat und einmal jährlich zu Besuch erscheint.

Und so durchschreiten sie behäbig den dichten Wald, halten Blickkontakt beim Füllen ihrer Körbe, Taschen und Kiepen. Und als sie nicht mehr tragen wollen, machen sie kehrt auf ihrem abgesteckten Weg und finden zielsicher zum Rand des Waldes zurück. Von dort sind es nur einige Stunden bis zum Dorf, ein Weg über freies, weißes Land.

Doch welch' furchtbarer Erkenntnis müssen die beiden bei ihrer Rückkehr begegnen! Von Weitem schon sehen sie eine zum Himmel aufsteigende Rauch-

säule, die vom Dorfplatz auszugehen scheint. Die das Dorf umgebende Pfahllinie, mit der üblicherweise ein gewisser Schutz gegen eindringende Raubtiere erreicht werden soll, wurde markiert mit weißem Kalk. Die Zeichen sollen warnen, sollen abschrecken, dass ein Betreten dieses Ortes nur mit Risiko möglich sey. Vater berichtete davon aus der großen Stadt: Es hatte etwas mit der umgehenden Pestilenz zu tun.

Allenorts fürchtet man die namenlose Krankheit, und das Einzige, zu dessen Gegenwirken man sich instande sieht, ist das Verbrennen der Toten und das Meiden der Orte, an denen die Krankheit ausgebrochen ist. Nun müssen Sonti und Jarste feststellen, dass auch ihr Dorf ein solcher Ort geworden war.

Am Zugang zum Dorf stehen mehrere Männer, gekleidet in weite Kutten, bedeckt mit seltsamen Masken. Fremde, Abgesandte, die kein Dorfbewohner je gesehen hat. Die Geschwister lässt man nicht ein, so sehr man sich auch erklärt. Schließlich tritt Notos, ein Nachbar der Familie, vor das Dorf und empfängt die beiden ratlosen Seelen.

Ohne unnötiges Umsehen spricht er aus, was zu sagen ist: Die Eltern sind der Krankheit erlegen. Es zeigt sich, dass Vater zum Leichendienst verpflichtet worden war; er hatte also die Toten aus den Häusern zu bergen und auf dem Dorfplatz zu verbrennen. Unvorstellbar, welche Gedanken man dabei haben muss, wenn man Hand an die leblosen Nachbarn und Freunde legt, sie zuletzt ins Feuer zu stoßen hat. So erkrankte er und starb. Isaline, unermüdliche Mutter und treues Eheweib, folgte ihm.

Das gemeinsame Erlebnis – der Tod der Eltern – bindet Sonti und Jarste enger aneinander, als sie ohnehin schon verbunden sind. So verweilen sie vor den Toren und weinen trostlose, kalte Tränen, bis sie von den fremden Wächtern auseinandergetrieben werden. Der Wunsch ihr Haus zu betreten, um wenigstens das Nötigste einzupacken, ist vergeblich; man hatte es bereits niedergebrannt, um den Hort der Krankheit – oder jenen, den man dafür hielt – einzudämmen. So wie ihrem Haus erging es anderen auch. Notos berichtet vom Tod weiterer Nachbarn, er selbst werde die Brutstätte der Seuche noch an diesem Tag verlassen. Die verwaisten Kinder mit sich zu nehmen, darauf verschwendet Notos keinen Gedanken.

Und so sehen auch die Geschwister keinen Grund, weiter beim Dorf zu verweilen. Inmitten des Winters, mit dem, was sie bei sich tragen, machen sie sich auf den Weg in eine kalte und entvölkerte Welt.

Waisen in der Wildnis

Fünf Jahre später. Die Geschwister, seit dem Tod ihrer Eltern und dem Verlassen ihrer Heimat nie länger als einige Minuten voneinander getrennt, durchstreifen unentwegt die endlosen Lande. Doch sie sind nicht ernsthaft auf der Suche nach einer neuen Heimat. Dies zu begründen, bedarf es einer Erläuterung.

Da ist zum einen der allgegenwärtige Krieg, der das endlose Reich wie eine Narbe zeichnet. Keinem Dorf, keiner Stadt, die sie während der letzten Jahre betreten haben, ist der Krieg unbekannt. Und wenn sich keine Garnison eingerichtet hat, so gibt es meist zerstörte oder geplünderte Häuser, verstümmelte Einwohner, eine allgemeine Not über Lebensmittel und allen anderem, das das Dasein lebenswert werden lässt. Selbst die Freude in den Gesichtern ist vollends verschwunden, als sey der Mensch zu dieser Geste ebenso wenig fähig wie dem Atmen unter Wasser.

Sonti und Jarste stören sich daran wenig. Sie wissen, was sie erwartet, wenn auf ihren Wegen zwischen Wäldern, Tälern, Seen und Gebirgen eine neue Siedlung in ihren Blick gerät. Dann ratschlagen sie in einem Versteck, wie sie vorgehen wollen, zuweilen kann das mehrere Tage dauern. Sie besprechen die Risikien, beispielsweise ob sie zusammen das Dorf betreten sollen. Sie vereinbaren einen Rückzugspunkt und deponieren Vorräte an einer unscheinbaren Stelle im Wald. Diese Vorsicht haben sie sich zu eigen werden lassen, seitdem sie der-einst im Winter davonziehen und denselben überleben mussten.

Unzählige Male wurden sie angegriffen – von hungrigen Wildtieren ebenso wie von Strolchen auf den vereinsamten Wegen. Sie begegneten einzelnen Gaunern und Banden von Wegelagerern. Sie kämpften gegen sie oder mieden sie, und was immer sie weitertrieb – es blieb die Gewissheit von Chaos und Gesetzlosigkeit auf der Welt in ihrer Erinnerung zurück.

Dabei ist es so, dass den beiden jungen Leuten durchaus keine Rohigkeit im Wesen liegt. Hätte man sie bei ihren Rasten und Nachtlagern beobachtet – man hätte sie als Waisen erkannt, ja, als Umherziehende, doch keine Aggressoren. Wenn es möglich war, dann mieden sie den Kontakt zu anderen, waren gerne unter sich. Und lernten sich mit der Natur zu einigen:

Schmutz und Nässe scheuen sie schon lange nicht mehr. Sonti beginnt ein Bart zu wachsen, und Jarste neckt ihr Stiefelchen daraufhin. Er lässt ihn wild sprießen und schert ihn sich, wie auch sein Haupthaar, bei Gelegenheit, nicht

aus Notwendigkeit oder Eitelkeit, zurück. Wenn es sich ergab, dann badete man, oder wusch sich mit nasser Hand aus der Feuchte des Grases. Man reinigte sich von Ungeziefer, so gut es eben ging, und gab nichts auf dreckige Haut oder Gerüche. Dass sie nicht vollends zu Wilden wurden, diese Gefahr bestand zu keiner Zeit. Denn die beiden erkannten, was kommt und was geht. Wie Sommer und Winter einander abwechseln, so besteht ihr Dasein aus einer Ansammlung von mehr oder weniger günstigen Gelegenheiten. Und wenn sie ihnen zu tragend erscheinen, dann nutzen sie sie auch, um sich in Ordnung zu bringen.

Jarste näht seit Wochen an eingetauschten Stoffen, aus denen sie einen Mantel zu schneiden beabsichtigt. Das hat sie nie gelernt, sondern arbeitet nach Gefühl und Erinnerung. Und wenn noch Faden über ist, dann wird ein Knopf befestigt, ein Riss geflickt an ihres Bruders Jacke, der ihr dankbar zunickt.

Ihr bescheidenes Wesen macht nicht Halt vor dem unregelmäßigen Angebot an Kost und Wasser. Maßgeblich ist für sie die Erfahrung, mitten im Winter alleingelassen zu werden; was sie damals lernten, haben sie nie vergessen. Was sie jagen oder tauschen, davon zehren sie möglichst lange, um die Dörfer nur selten betreten zu müssen. Noch immer fürchten sie sich vor der umgehenden Krankheit. Dann tauschen sie mit den verbliebenen Siedlern Hasenfelle oder Schnitzereien gegen Kleinigkeiten und Brot, lassen ihre Waffen schleifen, und bleiben selten länger als ein paar Stunden.

Selbst auf den Austausch von Neuigkeiten verzichten sie: Der Zustand der Dörfer und Menschen zeigt ihnen wohl, dass sie noch immer inmitten des Kriegsgebietes umherirren – das brauchten sie sich von den Einheimischen nicht sagen lassen. Gleichwohl bemerken sie, wie sich die Dialekte immer weiter ändern; wie sie unbekannte Früchte und Gemüse sehen; wie ihnen die Architektur und Religion zuruft: Ihr seid hier fremd und werdet fremder, sobald ihr weitergeht! Fürwahr – es ist ein großes Land! Aber so groß?

Sonti und Jarste, die sich selten als Geschwister zu erkennen geben und oft für Eheleute gehalten werden, staunen wiederholt über die Weite des Reiches, um das in diesem endlosen Krieg gekämpft wird. Oder weshalb.

Denn zeigt ihnen die Gleichartigkeit des Landes nicht auch, dass es kaum einen Grund gibt, Boden und Menschen zu besitzen? Reich ist keines der Dörfer, keine der Städte, offenbar auch bereits vor dem Krieg nicht. Es gibt keine Burgen einzunehmen, keine Silberminen, keine Felder, nicht mehr oder weniger Wasser als anderswo. Und wie man hört, verschleppten die Eindringlinge auch

keine Menschen, um sie zu versklaven. Sie töten sie lediglich, brandschatzen, plündern – und ziehen schließlich weiter. Wozu ist dann all das Unrecht gut?

Das also ist der nächste Grund für ihr unbeirrbares Weiterziehen: Denn in diesem durch Krieg versehrten Land existiert nirgendwo Hoffnung auf Frieden: Wozu dann also hier eine Heimat suchen? Wozu nach Arbeit fragen oder einen Platz zum Bleiben, besteht doch jederzeit die Gefahr, dass Heere die Gegend überrennen? Jeder Gipfel, den sie auf ihrer ziellosen Reise übersteigen, führt Beweis für das Offensichtliche: Zeichen des Krieges sind in jeder Richtung erkennbar, seien es Kriegstrommeln, Rauchschwaden oder die eigenartig beängstigende Leere, die Wüstungen mit sich bringen:

Zuweilen nimmt man sich die Zeit, eines dieser verlassenen Dörfer oder Höfe genauer in Augenschein zu nehmen. Zum einen, um nützliche Dinge oder einen Unterschlupf für ein paar Nächte zu finden. Zum anderen, um die Vergangenheit dieses Ortes besser zu verstehen. Denn was hier über die Einwohner gekommen ist, das konnte auch die Zukunft der Geschwister bedeuten.

So stehen sie vor heruntergekommenen Buden, deren Fenster und Türen mit Latten vernagelt sind; wissen die Götter, welches Ekel darin eingeschlossen worden ist. Hastig aufgemalte Zeichen warnen vor den Toten, die der unbekanntem Krankheit erlegen sind. Dann wendet man sich in Abscheu und in Erinnerung an die Eltern ab, tritt einen Schritt zurück und versucht nicht zu atmen. In Tuch verhüllte Leichen finden sich in den Hütten, auf den Straßen, in flachen Gräbern oder zu Dutzenden in anderen Ausschachtungen. Krieg und Siechtum sind wie Sonne und Mond zum ständigen Begleiter dieser Tage geworden.

Andere Behausungen zeigen ganz unverhohlen an, dass man sie aufgeschlagen und geplündert hat; Blutspuren deuten auf das Schicksal der ehemaligen Besitzer. Und manchmal, ganz selten, da scheint es keinen Grund zu geben, warum das schöne Gemäuer aufgegeben worden ist. Denn wo es keine Krankheit gibt, keinen Schaden am Haus, wo sich in der Lagerkammer noch Essbares, und in den Schubladen noch Glänzendes findet, da müssen die Menschen Hals

über Kopf vor Angst geflohen sein. Sonti ist dies recht, denn es bedeutet keine Mühe, so ein Gebäude einzunehmen. Für Jarste, die ein feineres, weibliches Gespür besitzt, hat außerdem die Achtung vor dem fremden Besitz eine nicht unerhebliche Bedeutung. So fühlt sie sich in freier Natur sicherer, weniger hilflos, und schon immer, das wusste Sonti, ergibt sie sich einem Unbehagen, wenn sie um Essen betteln, anstatt es gegen einen fairen Wert einzutauschen. Trotz allem scheint die Welt immer leerer zu werden, und die Entscheidung zum Weiterziehen ist so leicht wie der hungrige Biss in ein Stück Brot.

Auch zueinander verstärkt sich die einzigartige familiäre Bindung. Würde Stiefelchen verletzt oder stürbe gar, so fürchtet Jarste, wäre sie mutterseelenallein auf der Welt. Dass so etwas wie eine große Familie wiederkehrte, das glaubt keiner von ihnen, selbst wenn sie einen dauerhaften Unterschlupf bei jemanden finden würden. Denn niemand täte dies heutzutage aus reiner Nächstenliebe, sondern stets mit einem Hintergedanken. Wenn man sie schon nicht als Magd und Knecht sieht, dann doch als Soldaten, und kämpfen können sie! So bleibt ihnen nur das Miteinander; das isolierte, ausgehöhlte, doch beständige Miteinander, niemand anderen zu kennen in dieser trostlosen Welt.

Da erscheint das Weiterziehen, das Zurücklassen ihrer Heimat geradezu richtig, so als würde man vor einem Waldbrand fliehen; immer der Feuerschneise voraus sein müssen. Irgendwann würde man besseren Boden betreten, oder der Regen würde das Feuer ersticken. Doch momentan ist klarer Himmel und viel Wind: Das Feuer tanzt ohne Widerstand.

Beim Durchsuchen des Hauses findet Sonti etwas. Hinter einem Möbel ist eine Kasse eingelassen, darin finden sie Schmuck. Er muss sogar außerordentlich wertvoll sein, denn große Edelsteine sind in die Goldfassungen eingelassen. Als Sonti seiner Schwester den Fund voller Freude präsentiert, bleibt Jarste skeptisch:

„Ist nicht eigenartig, dass jemand solche Werte besitzt – und doch auf einem Hof wie diesem wohnt?“, gibt sie zu bedenken und streicht mit den Fingern durch die Schatulle voller glänzender Kleinigkeiten, Ringe und Ketten, Armreife und Spangen.

Jarstes Bedenken bleiben unbeachtet, nicht nur, weil sie den kleinen Schatz in keiner Weise abwerten. Wäre er sehr reich, denkt Sonti, würde er sich vielleicht auch als Bauer ausgeben, und seine Kostbarkeiten nicht zur Schau tragen! Da kommt ihm in den Sinn, dass der Fund mit dieser Betrachtung viel-

leicht doch nichts wert sey. Jarste hatte, selbstverständlich nur aus Neugierde, einen Armreif angelegt.

Ihr Bruder schlägt den Deckel der Schatulle zu und stellt sie auf dem wackeligen Küchentisch ab. Die Fenster des Hauses sind eingeschlagen, die Tür zerfallen, Möbel und Inventar liegen verstreut herum, so als habe eine Horde Tiere hier gehaust. Der herbstliche Wind frischt auf und bläst Blätter ins Innere der Stube.

„Schmuck trägt man stets am linken Arm“, bemerkte Sonti kleinlaut, und Jarste kehrt sich um. Sie hält noch den Reif fest, den sie gerade übergestreift und betrachtet hatte. Ein silberner Reif, besetzt mit erbsengroßen, sogar erbsen-grünen Steinen, verziert mit Golddraht.

Ihre Faszination währt nur einen Moment. Dann nimmt sie ihn ab und wirft den Reif zu den anderen Dingen auf den Tisch. Sie sehen sich in die Augen, sagen nichts. Als würden ihre Gedanken reden:

„Herumschleppen das schwere Metall?“

„Verkaufen im nächsten Dorf? Wer soll uns Brote geben für einen edelsteinbesetzten Ring?“

„Würden wir als Plünderer ergriffen und gehängt? Das ist heute so all-gemeingültig wie die Frage nach dem Weg!“

„Den ganzen Schatz zurücklassen? Verstecken für schlechte Zeiten? Dann müssten wir ja in der Nähe bleiben!“

Und so beenden sie ihre Gedankenflut in der Übereinstimmung: Was an-deres wir hier an uns nehmen als das gastfreundschaftliche Dach für die Nacht, das wird uns zum Nachteil gereichen. Und so lassen sie liegen und unberührt den nutzlosen Tand.

Sonti denkt noch eine ganze Weile an seine Schwester, die unlängst neben ihm schläft. Notdürftig haben sie den Kamin mit Zweigen befeuert, die klaffen-de Türöffnung mit einer aufgestellten Tischplatte verrammelt. Und nun liegen sie auf dem Boden, eingehüllt in ihre Jacken und Decken, in die Wärme ihrer Bescheidenheit, unwissend, was der nächste Tag bringen werde.

„Hatten ihre Augen nicht gestrahlt, als sie den Reif trug? Merkwürdig, so eitel ist sie doch sonst nicht?!“

Dabei hatte er gern gesehen, dass sie wieder lächelt, er konnte sich kaum noch daran erinnern. Verhieß Reichtum ihr Glück? Oder wäre jede Kleinigkeit, die ihren Alltag abändert, ihrer Zufriedenheit recht? Immerhin lacht sie auch mit den bunten Vögeln, den spielenden Waldtieren. Denn sie führen ihre Erin-

nerung vom Kriege fort. Und so hätte Sonti seiner Schwester nur zu gerne ein wenig mehr dieser Freude gegönnt, auch wenn sie nie von Dauer gewesen wäre. Eine Heimat, das vermutet er, würde sie nachhaltig zufriedenstellen.

Dass ihm die Schwester etwas bedeute, erkennt er jeden Morgen, so auch an diesem. Die Nacht war ruhig verlaufen; nur das übliche Geschrei der Nachttiere hallte umher. Das ist ihnen ohnehin lieber als jedes menschliche Anzeichen. Jarste füllte sich eine Schüssel mit Wasser aus dem Brunnen, und wäscht nun ihr Gesicht, wäscht sich Arme und Beine, ehe sie das Kleid ausschüttelt und mit zittriger Hand überlegt. Dann setzt sie sich zurück ans wärmende Feuer. Und wie sie dies tut, da lächelt sie ihm zu, so als gäbe es nichts Aufregendes zu berichten.

Sonti weiß, dass jedwedes Fehlen dieser Vorkommnisse – vom Waschen über das Frösteln und Ankleiden, die Hilfsbedürftigkeit des Moments, die Unschuld in ihren Augen – ihm bedeuten müssen: Nun sey er erst recht verirrt, wüsste keine Anreize, keine Aufgabe, keinen Lebensmut. Noch eifriger als sonst würde er sich in unvermeidbare Gefechte stürzen, und am Ende mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck sterben können. Denn ohne seine Schwester, fasst er sich zusammen, sey er nicht einmal eines Namens wert.

Als Jarste sich aufgewärmt hatte, geht sie vor die Tür. Die Welt sieht schon ganz anders aus im morgendlichen Licht, das ihnen das ganze Ausmaß des Hofes zeigt, den sie in der Dämmerung betreten haben. Vieles verfallen, doch bewohnbar. Ob sie eine Weile hierbleiben sollen? Der Hof und seine Gebäude stehen abgelegen, umringt von drei flachen Hügeln und auf die Weite nicht zu erkennen, folgte man nicht direkt dem zum Hof führenden Pfad.

Sonti tritt dazu, stellt sich neben sie an den Brunnen und lässt einen Stein hineinfallen. Es platscht. Ansonsten ist dort gar nichts.

Totenstill wie ein Friedhof liegt der Ort; die vier kleinen Gebäude rund um den Brunnen. Zwei Ställe, zwei Wohnhäuser, von Laub und Dreck verweht, doch unbeschädigt. Die Geschwister wollen in diesem Augenblick nicht sprechen; sie haben in den letzten Jahren vieles gesagt und vieles verschwiegen. Orte wie diesen haben sie schon einige Male betreten, wenn auch im schlech-

teren Zustand. Doch das Menschenleere, das ist ihnen vertraut. Ob sie die Menschen mieden, oder die Menschen sie – das spielte nie eine Rolle.

„Müssen wir denn ewig fortgehen?“, schluchzt Jarste und lehnt sich an die starke Schulter. Er legt seine Hand auf ihre Wange.

„Noch mögen wir den Sinn unserer Reise nicht sehen.“ – Was anderes sollte er auch antworten? Jarste hatte den Mut verloren, nicht erst seit heute. Wie sollte er sie aufheitern, wenn sie täglich der Abscheu und Gefahr begegneten? Dem zu entkommen, befindet Sonti das Fortlaufen für das einzig Richtige. Und daran wollen sie festhalten, ob nun der Krieg ende oder die Krankheit eine Heilung fände. In diesen Landen können sie jedenfalls nicht bleiben.

Bevor sie weiterziehen, beobachtet Jarste Stiefelchen dabei, wie er aus Steinen und Ästen kleine Haufen aufstellt. Einen solchen Turm setzt er am Rand des Brunnens aufeinander, einen anderen erbaut er mit viel Geschick auf der Türschwelle eines Hauses. Jarste muss nicht fragen, was es damit auf sich hat. Schon oft beobachtete sie ihren Bruder dabei, wie er Zeichen ihres Weges, ihres Daseins hinterlässt, wohl mehr aus Vergnügen als aus praktischen Gründen. Vielleicht ist es ihm gram, die Natur allein zu durchqueren, ohne sie geformt zu haben. So will er etwas Menschliches zurücklassen; eine Botschaft für einen nachfolgenden Wanderer. Würde er selbst sich nicht auch daran erfreuen?

Jarste weiß auch, dass er damit anderes ausdrückt; dass er nämlich stets auf der Suche nach dem sogenannten verborgenen Bild ist. Indem er Figuren aus Holz schnitzt, befreit er die innewohnende Form. Indem er Steine aufstapelt, fügt er die chaotische Natur zu einer lustigen Gestalt. Er belebt die tote Welt, die er weitgehend tot kennengelernt hat und kennt, und misst ihr einen Hauch von Leben hinzu, dass sie nicht so verdorren soll wie sein Herz. Ein Herz, das nur durch der Schwester Begleitung am Leben gehalten wird.

Ebenso gewöhnte sich die Schwester eine Lebensweise an, um mit der unbarmherzigen Umgebung zurechtzukommen. So wendet sie sich, entgegen ihrem Bruder, der Natürlichkeit der Dinge zu; zeigt beispielsweise keinerlei Berührungängste mit Morast, mit faulenden Früchten, mit schroffen Felsen. Sie legt sich für eine Pause ohne Zögern in einen Ballen Moos, trinkt mit der hohlen Hand aus dem Fluss, verzieht bei einer Verletzung nur kurz das Gesicht, ehe sie eine Bandage auflegt und weitermacht. Dass alles erhalten bliebe, sofern man sich nicht zu schwer verletzte, das ist das Geheimnis ihrer Weisheit. Dass sich jeder Dreck und jeder Geruch wieder abwaschen; jedes vorherige Ausse-

hen mit sauberer Kleidung und gekämmten Haaren wiederherstellen ließe, so lautet die Erkenntnis ihres Lebens: Denn dann würde es nichts schaden, wenn sie eine Weile in Armut und Einsamkeit lebten; wenn die Füße von der Weite der Reise Blasen warfen; wenn sie heute und morgen hungerten, oder die Nacht im Freien verbringen mussten. All das würde zu einer lehrreichen Erinnerung, wenn sie endlich an einem Ziel angekommen wären: Gewaschen, ausgeruht, mit vollem Magen würden sie lachen über das ertragene Leid und Mühsal, und es wäre vergessen.

Jarste schultert ihren Schild. Der gilt als ihre Hauptwaffe; einen Dolch oder Speer trägt sie nicht bei sich. Der Schild selbst ist ohnehin so groß, dass sie sich ohne Mühe dahinter vollständig verbergen kann.

Es ist ein Schild, der hatte vieles gesehen: Die Scharten auf den Eichenplanken und dem metallgefassten Rand erzählen von Gewalt und Todesnähe, denn jede Scharte hätte auch eine in Jarstes Kopf oder Körper sein können. So empfindet sie Dankbarkeit für diesen Gegenstand, der zwar schwer und kaum zu verbergen ist, doch seine Trägerin dafür umso mehr einen Schutz bietet, den sonst nur ihr Bruder aufzubringen fähig ist.

Dereinst ist sie an dieser Waffe – so möchte man sie nennen – von Jarstes Vater, ihrem Stiefvater, ausgebildet worden. Obwohl dieser nur ein einfacher Handwerker war, wusste er recht klar um die Waffengattungen, ihre Herstellung und den richtigen Gebrauch. Nicht selten haben die Kinder daher die Vermutung angestellt, er sey selbst einmal Soldat gewesen, lange vor ihrer Geburt.

Dass Jarste den unhandlichen Schild dieser Größe wählte, war ungewöhnlich. Anderen Mädchen, die man hin und wieder in Waffenkunde schulte, legte man zumeist ein Stilett oder einen Dolch in die Hand, gleichso, als meinte man, die Fortführung der Handhabe mit Messern bei der Küchenarbeit würde sich möglichst sinnvoll auf den Kampf übertragen lassen. Dolche waren in der Tat nicht zu verachten, wenn es darum ging, eine Waffe verdeckt zu tragen und aus dem Hinterhalt anzugreifen. Aber das entsprach Jarstes Wesen umso weniger. So kramte sie eines Tages im Lager ihres Stiefvaters, schob eine Sammlung von Messern und Beilen beiseite, um den ganz hinten an der Wand lehenden

Schild hervorzunehmen. Gemeinsam mit Vater reinigte und polierte sie ihn, schlug Metallnieten nach, und ließ sich einen neuen Haltegriff aus Leder anbringen – denn wenn sich jemand damit auskannte, dann ihr Vater, der Gürtler.

Wochenlang übte sie das Heben des Schildes, bevor sie im Decken und Zurückschlagen unterrichtet wurde. Dutzende Male am Tag schwang sie den schweren Teller vom Boden über ihren Kopf, balancierte ihn aus und ließ ihn, ohne sich selbst zu treffen, sicher zurückgleiten. Wenn sie den Schild nicht bei sich hatte, dann hob sie mit ihrem Schildarm, dem Rechten, Steine und andere Gewichte, sodass sich die Muskeln an die zusätzliche Belastung würden gewöhnen können. Oftmals erschöpft und mit schmerzender Schulter ging sie zu Bett, war aber des täglichen Trainings niemals müde geworden. Davon waren ihr Vater und Stiefelchen überaus beeindruckt, so sehr, dass ihr Bruder umso mehr mit den von ihm bevorzugten Waffen trainierte.

So, wie Jarste den Schild zu heben beherrschte, lernte sie das Decken. Sie deckte sich damit im Stand, im Hocken und während des Sprungs. Sie lernte den Schild einhändig, auch zweihändig mit Kraft zu stemmen, dass ihr jeder Gegenschlag abgefedert wurde. Wenn sie den Schild dazu in den Boden rammte, konnte sie den Stoß des mächtigsten Hiebs so geschickt ableiten, dass sie kaum zurückgeworfen wurde. Ihr Vater schoss sogar Pfeile auf die heranstürmende Stieftochter, die sie mit dem Schild zu halten oder ihnen auszuweichen hatte.

Zum Dritten erfuhr sie mehr über das Zurückstoßen, die Gegenwehr mit dem Schild als Waffe: Es sind ja nicht immer die scharfen und spitzen Dinge, die zur Verteidigung genutzt werden können. Auch Schilde können den Körper umstoßen, ihr Rand, ob geworfen oder gehauen, kann schwere Wunden zufügen. Und so wurde sie nach Jahren jugendlicher Übung zu einer ernstzunehmenden Kämpferin in ihrer Waffengattung.

Die brachiale Ausbildung, die den Kindern hier angedeihte, war getragen von elterlicher Fürsorge. Denn wenn die Kinder sich verteidigen konnten, dann mochten sie auch ohne Eltern überleben in einer Welt aus Kriegsgeschrei und Plünderungen. Und würden sie nicht gleichzeitig als Soldaten bevorzugt?, fragte Sonti. Nein!, antwortete Vater: Erst durch ihre Fähigkeiten erhielten sie eine Wahl, sich frei zu entscheiden.

Es war bereits genannt – Sonti erhielt das Kurzschwert aus Familienbesitz, ein stellenweise schartiges Ding, das in seiner jungen Hand zunächst gar nicht recht liegen wollte. Als er es zum ersten Mal halten durfte, konnten seine

Finger kaum den Griff umringen, die Spitze kaum vom Boden abheben. Lachend nahm es ihm der Vater wieder ab.

Als Sonti älter geworden war, versuchte er sich erneut in dieser vielfältigen Waffe, die dem Langschwert, sogar der Lanze und dem Kriegshammer in mehrfacher Hinsicht überlegen ist: Kurzschwerte, ihrem Namen nach kurze Waffen, sind leicht und schnell zu führen. Sie hauen und stechen, sie blockieren und stoßen, als seien sie der verlängerte Arm des Kriegers, noch ehe der Gegner einen Schwung mit einem großen Gegenstand ausgeführt hat. Sogar als Wurf- waffe können Kurzschwerte dienen.

Anfangs wirbelte der Schüler damit herum, etwa wie er es mit Stöcken tat. Bald begriff er, dass dies nur eine, vermutlich die ungeschickteste Art der Handhabe war, und dass sich das Kurzschwert mit beiden Händen, sogar nur mit drei Fingern drehen und heben ließ, und genauso rasch in der Scheide versenkt werden konnte, dass es ihm zu einer Immerzu-Waffe wurde. Ja, Sonti konnte bald nicht mehr ohne dieses Werkzeug das Haus verlassen und trug es ununterbrochen bei sich. Vater sah es gern, denn das entsprach der Bestimmung einer Waffe wie dieser mehr als über dem Kamin zu hängen.

Eines Tages, noch vor dem Krieg, besuchten sie den Markt in der nächsten Stadt und gingen zu einem Schmied. Der schiff die Scharfen aus, korrigierte eine unmerkliche Dehnung und erzeugte Gleichgewicht, indem er von der Spitze etwas abnahm, und den Griff schwerer verband. Auf Wunsch fügte er eine kleine Gravur über dem Griff hinzu, die Glyphe seines Namens, gleich hinter den Glyphen seiner Vorbesitzer, den Ahnen. Nunmehr gehörte das Schwert vollends zu Sonti, so wie seine Schwester zu ihm.

Doch das Tragen und Prunken einer Waffe macht noch keinen Krieger. Also übte er ebenso hart wie Jarste und kämpfte täglich gegen eine Puppe hinter dem Haus, dass die Holzspähne flogen. Er wirbelte das Kurzschwert nun geschickt um sich, dass er Feinde in Front und Flanke gleichermaßen treffen konnte, ohne mehr als einen Hieb zu tun. Und er lernte das Pflegen dieser Waffe, denn nur das blanke, geschliffene Schwert, dem fühlt sich der Krieger ergeben, und genauso wirkt es anders herum.

Eines Tages geschah etwas Sonderbares. An diesem Tag, da die Hausarbeit getan, trafen sich Vater und die Geschwister zum wöchentlichen Training auf dem Hof. Die Kinder waren bereits dergestalt geschult worden, dass Vater ihnen kaum noch eine neue Haltung beizubringen wusste. So sollten sie gegeneinander antreten.

Zunächst standen sich die Kinder befremdlich gegenüber. Denn bislang waren sie nur gegen eingebildete Feinde angetreten, hatten gegen die Schatten und für sich selbst geübt.

So tauschten sie zaghaft einige Schläge aus, denn einander wussten sie: Zu so viel mehr wäre ich fähig und will mein liebes Gegenüber nicht verletzen. Jedoch, es ergab sich, dass sie viel besser waren, wenn sie nicht gegeneinander, sondern miteinander kämpften!

Da bildeten sie sich Angreifer ein, gegen die sie gemeinsam anzutreten hätten. Eine Übermacht von Schurken versperrte ihnen den Weg! Vater begrüßte diese Vorstellung, denn würden sie als Geschwister nicht immer auf derselben Seite stehen? Würden sie nicht immer gemeinsam gegen eine Schar Feinde kämpfen, seien es nun Soldaten oder Banditen? Also lehnten sie Rücken an Rücken, verschweißten ihre Körper, als wären sie in eine einzige Jacke gekleidet und könnten sich voneinander nicht trennen. Jeder von ihnen erfasste eine Hälfte des Schlachtfeldes, und wenn sie sich drehten, konnte ihnen nichts und niemand verborgen bleiben.

Dabei war das Besondere, dass sie alleine verwundbar, zusammen aber vollständig gedeckt waren. Denn während Sonti mit seinem Kurzschwert zuschlug, lag sein Rücken frei. Und für Jarste galt dasselbe, denn ihr Schild vermochte immer nur eine Hälfte ihres Körpers zu decken. Stellten sie sich jedoch Rücken an Rücken, wurden sie zu einer Kriegerfigur, die nach vorne ausschlägt, und nach hinten deckt. Mit der Zeit fanden die beiden eine beispiellose Einigkeit, dass sie mit einem Mal zusammenspringen und eine gemeinsame Kampfhaltung einnehmen konnten. Sonti lernte auszuholen, ohne seine Schwester zu treffen; Jarste veränderte ihre Schildhaltung, dass sie ihres Bruders Kopf und Glieder mit abdeckte.

Und diese Strategie war es nun, die beide in ihrem Überleben so erfolgreich werden ließ. Denn in den letzten Jahren gab es so einige unbeabsichtigte Zusammenkünfte, die besser vermieden worden wären – jedenfalls für die Angreifer.

Das von Kriegsempfinden erfüllte Land riss nicht nur die jungen Kämpfer mit sich, die sich von Soldversprechen und Ruhm locken ließen und den Dörfern und Städten die jugendliche Manneskraft abführten. Ebenso wurden Kinder gegen ihren Willen rekrutiert und in ein Heer eingestellt. Doch woher auch immer sie kamen: Niemand von denen hatte eine Ausbildung wie die Geschwister erfahren. Vielleicht waren sie besser gerüstet, trugen neuwertige Schwerter und Schilde, die nie mit Blut bespritzt worden waren. Doch eine Waffe wird erst dann zur Waffe, wenn der Krieger damit umzugehen weiß und nicht nach sechs-sieben Hieben außer Atem kommt; wenn er vor dem Bilde heranstürmender Feinde nicht kopflos die Flucht ergreift. So war es meist schon diese Konditionierung, die für Sonti und Jarste einen Vorteil im Kampf bedeutete.

Mit ihrer ausgeklügelten Strategie hatten sie sich schon mehrfach gegen wilde Tiere erwehren können. Wölfe, die der strenge Winter gen Dörfer trieb, weil sie andernorts nichts mehr zu fressen fanden, waren ihnen eines Tages durch den Wald gefolgt. Auf einer Lichtung standen sich beide schließlich gegenüber: Die überraschten Geschwister auf der einen, ein Rudel Wölfe aus fünf Tieren auf der anderen Seite. Sonti und Jarste wussten, dass eine Flucht im Schnee wenig erfolgreich sein würde; also nahmen sie ihre erprobte Kampfhaltung ein, während das Rudel sie konzentriert umzingelte, um eine Schwachstelle auszumachen. Sobald die ersten Mutigen sie ansprangen, waren sie mit schneller Hand niedergestreckt oder abgeprallt, suchten und versuchten es erneut, abermals anbrandend gegen eine uneinnehmbare Festung; eine Beute, die die Wölfe unterschätzt hatten. Das letzte noch lebende Tier ergriff die Flucht, während die Angegriffenen bis auf einige Kratzer keine bemerkenswerten Schäden erlitten. Stattdessen erfreute man sich an dem liegengebliebenen Fell und Fleisch.

Sich einer Bande von Räufern zu stellen, so erkannten die Geschwister mit der Zeit, hatte mit der Abwehr wilder Tiere das Folgende gemeinsam: Denn auch die Menschen, wenn sie argwöhnisch und böse sind, benehmen sich wild und tierisch in der Art, wie sie ihre Beute anschleichen und aufzutrennen versuchen; wie sie sie willig hetzen und in die Enge treiben, um sie endlich, mit einem Gefühl der Genugtuung, einzuholen.

Und wie die Wölfe sich täuschten, so wurden die beiden auch von Räuberbanden ausnahmslos unterschätzt. Ob sie nun zu Dritt auftraten, zu Viert oder noch mehr: Was immer sie gegen sie vorbrachten, wurden ihnen die Gewalt zehnfach beantwortet, bis keiner mehr lebte. Dann waren es Sonti und Jarste,

die sich von ihnen nahmen: Vorräte und hier und da Brauchbares. Totgehauene blieben zurück und unterschieden sich wenig von den anderen Kriegsverstümmelten, die zu allen Tagen auf Wegen und Feldern verwesten.

Doch gilt zu betonen, dass sie stets verteidigten, nie wegen oben genannter Beute angriffen. Dieses Klischee mag angesichts der rohen Welt abgenutzt; dass die Helden der Geschichte die Guten seien. Aber es ist wahr: Sowohl Sonti als auch Jarste erfreuten sich keineswegs am Kriegsgetümmel; ganz im Gegenteil. Sie waren besonnen genug um zu wissen, dass jedwede Überheblichkeit ihren Preis haben werde; dass sie bei zu viel Eifer und Freude am Töten am Ende selbst die Gefallenen sein könnten. Und doch hätten sie sich nie Unrecht widerspruchslos unterworfen: Zollen für die Benutzung einer Brücke? Für das nackte Dasein zur falschen Zeit am falschen Ort?

Söldner, die dann und wann außer Lohn standen, pflegten sich ihren zustehenden Anteil selbst zu holen. Das taten sie alleine, noch besser aber in Gruppen. Und wenn der Kriegsherr, der König, aus Kostengründen zu viele von ihnen gleichzeitig entließ, dann sammelten sie sich zu eigenen Heeren und verwüsteten die Lande wie eine reguläre, brandschatzende Armee. Von Vater hatten sie sich Geschichten über herrenlose Söldner erzählen lassen: Einmal an die Freiheit des straflosen Nehmens und Tötens gewöhnt, waren solche Menschen nur schwer zu bezwingen. Eine Generation konnte es dauern, bis dann wieder Normalität eingekehrt wäre, und alle Fremden, die als Söldner aus der Ferne gekommen waren, in ihre Heimat zurückkehrten oder starben.

Wie auch immer, wer keine Umwege fern der Handelsstraßen, Gebirgspässe und Brücken kannte, der musste früher oder später diesen Unholden begegnen. Nicht nur aus jenem Grund hielten sich Sonti und Jarste von allem fern, so gut es ging.

Entführung

Ein weiteres Jahr ging ins Land. Die heimatlosen Geschwister hatten enorme Entfernungen zurückgelegt, weit über dem, was die meisten Menschen in ihrem gesamten Leben gehen. Und so verhält es sich mit der Anzahl an Menschen, Sprachen und Landschaften, die ihnen begegnet sind.

Glück war ihnen außerdem anteilig, da sie das Land des Krieges unlängst verlassen hatten. Niemand sagte ihnen, dass um dieses Tal, um jenes Dorf nicht

länger kombattiert werde; allein das Fehlen der Heere zeigte ihnen an, dass sie auf einem guten Weg seien. Und so waren sie muterfüllt und gingen immerfort.

Doch an ihrer Lebensweise hatte sich nichts geändert: Noch immer lebten sie aus der Natur, oder tauschten bei Gelegenheit mit den wenigen Reisenden, die sie unterwegs antrafen. Sie schliefen unter Gebäum; sie ruhten auf Steinen; wuschen sich und ihre Kleidung im Fluss. Es war ein entbehrungsreiches Leben und es wäre nicht sicher, wann es endete. Sie fürchteten, dass sie am Ende selbst verrohen und ihre Kenntnisse und Fähigkeiten gegen die Einwohner einsetzen. Sollten sie fortsetzen in ihrer zurückgezogenen Art, könnten sie sogar sich selbst entzweien.

Eines Tages fischen sie an einem brausenden Fluss, der aus den nahen Bergen stürzt. Er führt in eine weite Ebene, und selbst dort ist sein Ausklang nicht erkennbar. An diesem Tag hat Sonti kein Glück mit seinem Spieß. Und ebenso ist ihnen das Wetter nicht gewogen – ein Sturm zieht auf. Einer von der Stärke, wie er nur einmal im Jahr sich zusammenbraut.

Gleichwohl man bei einem Unwetter dieser Art keinen Wald betritt, haben sie keine Wahl. Unbeherrscht wachsen die Urbäume an diesem Talhang in die Höhe, als seien sie lange Barthaare eines Greises, der nicht mehr sehen kann, um sie zu messen; der keine Schere mehr halten kann, um sie zu stutzen. Hunderte Klafter Holz wären dem Wagemutigen versprochen, der sich zutraute, in einer Zehntage-Arbeit mit einer Handvoll Kameraden so einen Riesen umzulegen. Ungekämmt auch das Unterholz, undurchdringlich und geheimnisvoll, voller Getier, das sich vor Menschen zu fürchten nicht gelernt hat. Es wäre ein schöner Ort für eine Stadtgründung, denkt Sonti im Scherz: Und würde hier eine Metropole über Generationen erblühen – kein Mensch von außerhalb würde je von ihr Kenntnis nehmen.

Tatsächlich haben die Geschwister Behausungen seit Wochen nicht gesehen; zuletzt den ungenutzten, aus Steinen aufgetürmten Unterstand eines Schäfers, der ihnen für eine Nacht willkommen war. Noch immer kann Jarste nicht begreifen, welche Ausmaße diese Welt zeigt; dass es so wirke, als seien sie und ihr Heimatdorf der Nabel der Welt gewesen, und von dort aus gäbe es zunehmend weniger Menschen. Und hier, gerade wo sie fischten und unter dicken Bäumen Deckung suchten, sind sie so allein, als wäre die Natur sie selbst, und der Mensch habe sie nie gezähmt. Wollten sie kehrtmachen und in ihr Dorf zurückfinden – es wäre ihnen nicht möglich.

Manch einem mag das Angst machen. Die Unkenntnis kann durchaus ängstigen. Jarste jedoch, die sich der Natur besonders verbunden sieht, lebte auf in jener Weise, je weniger von Siedlungen zu sehen war. Und Stiefelchen fragte sich: Würde es je etwas anderes geben hinter dem nächsten Bergkamm? War dies nur eine unermesslich weite, aber doch endliche Einöde, die sie durchqueren? Würden sie bald auf Einwohner treffen, die sich wunderten, dass aus jener Richtung, der Jarste und Sonti seit Tagen folgten, lebende Wesen kamen? Würden sie ebenso verwundert sein wie sie selbst als Kinder, als eines Tages ein reisender Händler über die Berge ins Tal kam, gefolgt von einer Karawane aus elf Eselkarren? Fremdartig sahen er und seine Begleiter aus, nicht weniger fremdartig sprachen sie. Doch was ihnen an Fremde unahmbar war, das machten sie wett durch die Faszination über ihren seltenen Warenbestand; einen Bestand im Übrigen, der dem Händler ebenso gewöhnlich war wie Sonti die Wolle eines Schafs.

Der Sturm weht einen ganzen Tag und versiegt im Lauf der Nacht. Kein Feuer haben die beiden zustandegebracht, sich möglichst eng unter Jarstes Schild verkrochen und ihr Gepäck bei sich gehalten. Das alles ist ihnen nicht neu, noch nicht einmal weniger gefährlich als sonstige Begegnungen. Bedeutete nicht auch die Überquerung eines pfadlosen Gebirgsgrates, die Überwindung eines Flusses beständige Lebensgefahr? Indem sie aßen, das sie nicht kannten; indem sie sich fremden Menschen anvertrauten; wie selbstverständlich in verlassenen Behausungen nächtigten ..., bestand ein allumgebendes Risiko, den letzten Atemzug getan zu haben.

Mehr noch ängstigt sie, insbesondere Jarste, getrennt zu werden: Ohne ihren Bruder wäre sie erst recht hilflos, würde die Orientierung verlieren. (Man folgte ja doch dem Wind und den Gestirnen in eine Richtung, um nicht im Kreis zu laufen.) Fortan wäre sie alleine mit dieser grausigen Welt konfrontiert, und schlimmer, sie wüsste niemanden, an den sie sich um Hilfe wenden konnte.

Alpträume dieser Art hatte Jarste in letzter Zeit vermehrt. Nur selten schilderte sie Stiefelchen den einen oder anderen erwähnenswerten Traum. Wie damals lauscht er ihrer aufgeregten Stimme, streicht ihr beruhigend über den Kopf und legt ihn in seinen Schoß.

„Fürchte nicht das Träumen“, sagt er: „Träume sind lehrreich und unterhaltsam!“

„Unterhaltsam?“, empört sich Jarste, und ihr Bruder schmunzelt, war es doch seine Absicht, sie zu necken.

„Wer noch träumen kann, der ist noch am Leben!“, ist seine Meinung. Da sieht Jarste auf ihre geschundenen Hände, das trockene Haar, hört das Knurren ihres Magens, fühlt die Ermattung in den Gliedern. Stiefelchen beobachtet all das und bemitleidet die Entbehrungen.

„Es wird besser werden“, flüstert er ihr zu: „Eines Tages schämen wir uns der Völlerei und der Muße, unseren Weg nicht noch Jahre länger fortgesetzt zu haben!“

„Sind wir dann reich?“, fragt die Schwester mit einem augenöffnenden Grinsen.

„Wenn du so willst, sind wir reich.“

„Und die Waffen hängen dann an der Wand, dass die Spinnen ihre Netze daran festmachen!“

„Deine Kinder werden sich schon darum balgen.“

„Kinder?“, fährt sie erschrocken hoch.

„Willst du denn keine Kinder haben?“ – Sontis Frage war ernst gemeint, doch unangebracht. Seine Schwester malt sich aus, wie schwer es sey, einen Mann zu finden – in einer Welt, in der es schwer genug ist, überhaupt einem Menschen zu begegnen, der einen nicht sofort für etwas Essbares oder einen vermuteten Beutel Gold umzubringen trachtet.

Für den Rest des Abends schweigt Sonti, bis Jarste in seinem Schoß eingeschlafen ist. Sie haben sich in zwei Decken eingehüllt, und Sonti schützt sie mit übergehaltenem Schild vor einem leichten Regen. So schläft sich ruhig und behaglich, bis ein neuer Tag anbricht.

Sogleich Jarste die Augen aufschlägt, lehnt sie alleine am Felsen. Still und dicht weilt der Wald um sie herum, dass in keiner Richtung etwas anderes außer Rinde und Grün zu erkennen ist. Der Regen hat nachgelassen und tropft in schweren Tropfen von den Blattspitzen.

Stiefelchens Gepäck liegt neben ihr, sein Schwert trägt er bei sich. Sie schüttelt sich auf, blickt sich aufhorchend um und folgt seiner Fährte tiefer in den Wald. Der weiche Boden federt ihre Schritte, und bald erblickt sie ihn durch beiseite gedrücktes Dickicht. Er hockt am Ufer eines Waldsees.

Genau genommen ist es eher ein Weiher. Zaghafte eingefasst von Weiden und etwas, das an Schilfrohr erinnert, ruht das Gewässer, während die Sonne es durchleuchtet und flimmern lässt. Stiefelchen, der taucht immer wieder seine Hände ins Wasser und benässt Gesicht und Hals. Jarste kichert, als sie sieht, wie er wiederholt seine Haltung angleichen muss, um nicht ins morastige Ufermass zu fallen. So beobachtet sie ihn unbemerkt.



Da plötzlich kommt ein Wasservogel herangeschwommen, unmittelbar aus dem dichten Uferwuchs emporgetan. Ein Vogel mit weiß-grauem Gefieder und einer prächtigen gelben Haube, groß wie ein Schwan, behäbig wie eine gewöhnliche Gans. Bis auf eine Armlänge kommt das Tier an Stiefelchen heran, beide schauen interessiert in des anderen Augen.

Für nur einen Augenblick hat die Schwester sich umgekehrt, da sie ein Geräusch vernimmt, da erschrickt sie vor einem lauten Platschen. Und wie sie erst kichernd nach Sonti schaut, in der Annahme, er sey nun endlich aus Ungeschick hineingefallen, da regt sich keine Welle auf dem Weiher.

Jarste erstaunt sofort, denn das widerspricht aller Vernunft. Mit angsterfüllten Blicken springt sie aus dem Gebüsch, eilt zum Ufer, dort, wo ihr Bruder gerade noch verweilte – und findet nichts!

Die Oberfläche des Wassers vollbringt keine Regung, unbeweglich sind die aus dem Wasser wachsenden Halme, das Schilf am Ufersaum. Ihr Bruder und der Wasservogel sind gleichermaßen verschwunden. Als seien sie nie hier gewesen! Allein die Stiefelabdrücke im Morast zeigen der zutiefst erschütterten Jarste, dass sie nicht irren, dass weder er, noch der Vogel, noch das Platschen eingebildet sein konnten!

Sofort ruft sie seinen Namen. Und ruft abermals und abermals. Sie betritt ohne Zögern das Wasser, durchwühlt es mit Händen, und es schlägt Wellen, so wie es sollte.

Und wenn sie sich den Alb nun doch eingebildet hatte? Geschwind eilt sie zum Nachtlager, doch das ist so, wie sie es verlassen hat. Von ihrem Stiefelchen keine Spur.

Wieder kehrt sie an den Unglücksort zurück, ruft und schreit, zetert und weint bitter, dass ein jedes Wesen in diesem Wald Mitleid mit ihr hätte haben müssen. Wohin nur ist er entschwunden?

Von fehlgeleiteten Gedanken, Mutmaßungen und Trauer zerrüttet, bleibt sie zwei Tage am Weiher, umrundet immer wieder das Gewässer und durchsucht jeden Schritt zwischen hier und ihrem Lagerplatz. Es gibt eine deutliche Spur seiner Schuhe, die sie von ihren, viel kleineren unterscheiden kann. Doch die Spur führt nur zum Weiher, sonst nirgendwohin.

Und wenn er doch ins Wasser gefallen war?, denkt sie weiter: Dann wäre es am zweiten Tage schon längst zu spät, dann müsse er ertrunken sein, und jede Hoffnung vergeblich! Ein jeder schmerzlicher Ruf nach seinem Namen bliebe ungehört.

In welcher unvorstellbarer Klage muss sie das Lager abgebrochen und ihren Weg fortgesetzt haben! Unwissend, ob ihr Bruder wirklich tot oder noch lebendig sey; ob er sich verlaufen hatte und nicht zurückfand; oder was sonst sich ein Mensch wie sie vorzustellen fähig war.

Sie nimmt nur auf das halbe Gepäck und den Schild, und ihre Beine laufen, was ihr Kopf noch lange nicht verstanden hat. Nach einigen Stunden im Wald ist sie sich zunehmend sicher, dass sie schon immer alleine gereist war. Ja, auch das bewirkt die Einsamkeit mit einem so liebevollen Wesen wie Jarste anzurichten: Sich selbst zu quälen und jedwede Vernunft abzuerkennen, um den unerträglichen Verlust und die Plötzlichkeit desselben verstehen zu können. Wäre Stiefelchen im Kampf mit einem Banditen tödlich verwundet worden – sie hätte ebenso getrauert, doch Abschied nehmen können. Nunmehr blieben nur ihr Leiden und Erinnerungen.

Schmerzerschüttert grämt sie sich bergab, verlässt den Wald und erreicht nach vier Tagen eine weite Ebene, die Sohle eines Tals. Nach weiteren Stunden ziellosen Voranschreitens entdeckt sie am Horizont die Spitzen von Hausdächern, aus Schloten aufsteigenden Rauch, und wendet sich mutig, da vonnöten, zu dieser Siedlung hin.

Jeder Schritt ist ihr träge; schwerer als sonst wiegt der Schild auf ihren Schultern. Es begleitet sie das Gefühl, mit jedem Schritt, der sie weiter von ihrem Bruder fortführt, am falschen Ort zu weilen. Und je weiter sie ihn zurücklässt, desto kaltherziger wird ihr Gebaren; desto steinerne ihr Ausdruck. Sie wünscht nicht länger zu reden und zu fluchen; sie will vergessen den betäubenden Schmerz, der jeden Mut in ihr niederringt, ehe er entstehen kann. Mit einem Male, von einem Augenblicke auf den nächsten, wurde sie totgeschlagen, und das allein, da sie ihren Bruder nicht wiederfinden konnte. Zeugt das nun von besonderer Verletzlichkeit oder von besonderer Stärke in ihrer Verbindung zu ihm?

Ist es Durst, der sie zur Siedlung treibt? – Gewiss nicht, denn zahlreiche Rinnsale durchziehen die Talsohle wie Venen in einem menschlichen Arm, von denen zu nehmen ihr jederzeit frei steht.

Ist es Hunger, der sie lockte? – Ihr Vorräte gehen zuneige, doch sie ist es gewohnt, zwei-drei Tage ohne einen Bissen durchzuhalten.

Sie ist auch nicht fiebrig, nicht atemlos, sieht nicht verschwommen. Sie ist bei Verstand, kennt ihren Namen, die Farbe ihres Unterzeugs, den Inhalt ihrer Beutel. Doch es fühlt sich an, als wäre sie immer alleine gereist. Und der Schild auf ihrem Rücken, der ist nun so schwer, als würde ein Ochse darauf sitzen und mitgetragen; ein Schild, so wuchtig und übertrieben, dass er unmöglich für ihre Kleinheit, sondern für einen doppelt so großen Heros angefertigt sein musste! Ja, sie fühlte sich ‚aus der Haut‘, ist nicht sie selbst, sondern der Schildträger eines anderen. Was sie in diesen Tagen einbüßte, war ein Teil ihres Wesens.

Vor Sonnenuntergang erreicht sie das Dorf, zu einer Zeit, da die Einwohner bereits ihre Hütten bezogen und den Kamin angefeuert haben. Trotzdem wird sie der Fremden rasch gewahr. Denn wie sie später erfährt, ist es etwas Besonderes – nicht sie selbst als Fremde, sondern die Richtung, aus der sie kam.

Ihrer sichtlichen Ermattung und Trauer begegnend, nimmt man sie freundschaftlich und ohne leidige Fragen im Haupthaus auf, lässt sie ablegen und einen Moment ruhen.

Da sitzt sie nun, an einer langen Tafel, und neben ihr auf der Bank und ihr gegenüber die Dorfbewohner jeden Alters, mit ihren seltsam neugierigen Augen, so als würden sie nur ganz selten Besuch von außerhalb erfahren. Es brauchte sogar drei Anläufe, ehe der richtige Gesprächspartner gefunden ist, der ihren Dialekt gerade noch versteht. Man bewirbt sie hilfsbereit mit Brotzöpfen, mit Bier und Ziegenmilch; daran stärkt sie sich gerne, denn es sind seltene Genüsse. Unter Tränen und Wehklagen schildert sie ihre Person und die missliche Lage, in der sie und ihr Bruder sich befunden haben.

Zunächst will man das gar nicht so recht glauben. Die Alten tuscheln und fürchten sich vor weiteren Worten, die jüngeren Mitglieder der zwanzigköpfigen Gemeinde wollen dagegen umso mehr lauschen. Dann sagt man ihr, was es mit deren Zurückhaltung auf sich habe:

Man spricht von einem verfluchten Wald, eben aus jener Richtung, aus der sie gekommen war. Kein Holzfäller oder Beerensammler, der zu diesem Berggrat aufgebrochen ist, kehrte je zurück. Und so mied man dieses Gebiet über Jahrzehnte, erfand Märchen und Spukgeschichten, um die hitzköpfigen Heranwachsenden von Mutproben abzuhalten. Aber Jarste, die das Unbekannte überlebt hatte, ist etwas Besonderes in den wenig gesehenen Bauernaugen. Was denn nun dieses Unbekannte gewesen sein soll?, fragt sie.

Da endlich kommen die Alten zu Wort und lassen sich Satz um Satz von den anderen übersetzen: Eine Kreatur sey dort gesehen worden, die verzaubert die einkehrenden Wanderer dergestalt, dass sie den Wald nicht mehr verlassen wollen. Humbug!, ruft einer dazwischen – offenbar ist man sich innerhalb der Gemeinschaft uneinig über den Wahrheitswert der Legenden.

Jarste erschrickt erst furchtbar, dann lacht sie unbesonnen bar der beschriebenen Fantasiegestalt. Zauberwesen? Etwas, das den Willen lenkt? Am Ende sogar Magisches, das die Toten herbeiruft; das Dinge aus dem Nichts erschafft und Tiere andere Gestalt annehmen lässt ...?

Angesichts ihrer letzten Worte hält sie inne: Das würde immerhin zu dem Wasservogel passen, den sie kurz vor Stiefelchens Verschwinden gesehen hatte! So ist sie fortan hellhörig gegenüber der Geschichten, die ihre einzige Informationsquelle bedeuten.

Jetzt, da die Kriegerin ahnt, worum es sich handelt, ist sie kurz davor, auf eigene Faust aufzubrechen, um diese Zauber Kreatur zu finden und zu töten. Denn wenn es sie wirklich gibt – und soweit will sie die ihr bekannte Vernunft

zurücklegen – dann gibt es auch eine Chance, dass ihr Bruder noch lebt und gerettet werden kann.

Emsig rät man ihr von dem unüberlegten Vorhaben ab, beschwichtigt sie zu bleiben, wenigstens für eine Nacht, um weiter auszuruhen.

Lange schläft sie und gut. Sobald ihr Auge sich öffnet, erinnert sie sich an einen unheimlichen Traum: Da ist ein Gewölbe, kaum beleuchtet, mehr Schatten als Licht, vielleicht eine Höhle. Dazu passt das Schallen ihrer Schritte, das sie zu hören meint. Und wie sie sich durch das Dunkle vorantastet, erklingt eine kaum hörbare Stimme – die ihres Bruders. Und ihr Bruder ruft wiederholt Worte in den Raum, sie legen sich übereinander, dass sie kaum zu verstehen sind. Zwei der Worte jedoch hört Jarste heraus, das sind ‚Tränen‘ und ‚Prinzessin‘.

Was es wohl damit auf sich hat? Ob sie nur wegen der Geschichte von der im Wald lebenden Kreatur so einen Unsinn träumte? Betrachtet sie ihre Arme und Hände, dann zittern sie. Und Jarste mag nicht entscheiden, ob das von der Kühle des Morgens oder der Kühle des Traumes herkommt.

Am Vorabend hatte man sie in eine leerstehende Hütte eingewiesen, eine Feuerschale mit glühender Holzkohle in den Raum gestellt und ihr einen Bettahmen mit Stroh und Decken ausgepolstert. Darin sank sie nieder wie in Schwemmerde eines Moores. Dass ihr bei der Auskleide geholfen wurde, hatte sie gar nicht mehr bemerkt. Jedenfalls lagen ihre Kleider säuberlich zusammengelegt neben ihr, und an einem Pfosten lehnten Schild und Tornister, und sie sah, dass ihr Schild geputzt, und die Taschen mit Zwieback gefüllt worden waren. Bar der dankenswerten Geste nickt sie in die Leere und legt ihre Dinge an. Dann tritt sie ins Freie und geht zum Dorfplatz, wo das Leben bereits eingekehrt ist.

Da spielt alles Treiben und Schauen um den Brunnen herum; Alte und Kinder stehen beieinander und es gibt wohl niemanden, der sein Tagewerk noch nicht begonnen hat. Man schöpft Wasser und füllt es mit Kellen in Krüge und Schüsseln um. Die Werkstätten sind eröffnet, einige Männer arbeiten mit Hobeln an einem Bootsrumpf, andere dreschflegeln Korn. Ein großer Kerl hackt

Holz, ein kleiner Kerl trägt Stroh puppen herum. Man füttert die Hühner, Schweine und anderen Haustiere. Eine Frau melkt eine Ziege, scheucht Kinder fort, die ihr zusehen wollen. Man nutzt die feuchte Morgenluft zum Spinnen oder stapelt Kisten und Säcke in der Lagerscheune. In Jarstes Augen ist dies ein friedliches Bild und sie hätte es gerne länger betrachtet, zumal es sie an ihr eigenes Dorf erinnerte. Von Krieg scheinen diese einfachen Leute nichts zu wissen. Und Jarste will ihre finsternen Erfahrungen nicht mit derartigen Menschen teilen.

Bald bittet man sie an eine vor den Hütten aufgestellte Tafel, denn es ist, dass die Dorfgemeinschaft die Mahlzeiten gemeinsam einnimmt. Sobald sie sitzt, hat jedermann ein Auge auf die Fremde und erwartet Geschichten. Das wäre das Mindeste ihnen zu geben, denken sie.

Während allesamt sich am Dargebot bedienen, von Fisch und Früchten, an Gemüse oder Brot kauen, bemerkt eine der jungen Bäuerinnen Jarste gegenüber, dass sie womöglich schlecht geschlafen habe. Da sie die Neue im Dorf ist, wird sie zum Gesprächsthema, nicht nur heute, sondern auch in folgenden Tagen. Ihr zerzaustes Haar rührt tatsächlich weniger vom schlechten Schlaf denn von der seltenen Gelegenheit der Übernachtung in einem richtigen Bett. Es weckt Erinnerungen, sich in einen bequemen Kasten niederzulegen; sich mit einer sauberen, weichen Decke zu wärmen anstelle des Lumpens, der sie sonst in der Nacht vor Wind und Kälte schützt. Wie dem auch sey, kommt Jarste beiläufig auf ihren Traum zu sprechen. Und da sie sich kaum noch erinnern kann, nennt sie das, was ihr erhalten geblieben ist: „Prinzessin und Tränen“, verkündet sie: „Eine Höhle, die mir Angst macht. In der Ferne eine Stimme, vielleicht die meines Bruders.“ Gerade will sie die losen Worte zu einer richtigen Geschichte verbinden, da kommt man ihr zuvor:

Woher sie von der Prinzessin wisse, fragt der Älteste mit überaus erstaunter, auch ernster Miene. Und mit ihm hält die Gemeinschaft mit dem Essen inne. Dass er das Wort ergreift, geschieht wohl nur selten. Umso mehr will man jetzt hören, was er zu sagen habe, und was er sich an ihren Worten stört.

Auch Jarste pausiert das Speisen, schaut bedrückt in die Runde und ist sich keiner Schuld bewusst. Sie lernte in den letzten Jahren, dass man vorsichtig sein muss, was man Fremden gegenüber erzählt. Manche Stämme reagieren verärgert, wenn man, wissend oder unwissend, ihre Gottheit beleidigt. Aber über die Prinzessin – wenn man eine solche in der Gegend tatsächlich als Gottheit verehrt – hatte sie nicht schlecht geredet.

„Es war doch nur ein Traum! Ein Traum über Tränen und eine Prinzessin!“, beteuert sie verlegen. Doch das stellt die anderen nicht zufrieden:

„Seid Ihr jemals in diesem Land gewesen? Ist Euch König Detreus bekannt?“

„Nein“, antwortet sie gefasst, um die Verärgerung nicht weiter auszudehnen: „Ich kam aus dem Tal hinter dem Gebirge im Westen. Niemals zuvor war ich diesseits.“

Jarste bemerkt, wie einige der Alten mit vorgehaltener Hand zu tuscheln beginnen, die allseits bekannte Mund-zu-Ohr-Besprechung. Ihnen ist unerklärlich, dass sie etwas über eine Prinzessin wissen könne, wohl die Tochter des besagten Königs. Viel schlimmer scheint zu sein, dass sie derartiges aus einem Traum erfährt, noch dazu, da sie kurz zuvor der mysteriösen Kreatur aus dem Wald unbeschadet entkommen ist. Das alles passt in deren Augen gut zusammen und ist geheimnisvoll genug, um Jarste nun mit anderen Augen zu sehen. Und endlich klärt man sie auf:

Im Königreich, zu dem auch das Dorf gehört und Abgaben leistet, lebte dereinst eine Prinzessin namens Durnital. Sie war beliebt im Volk durch ihre Milde, ihre Klugheit und Weitsicht, und nicht weniger durch ihre bemerkenswerte Schönheit, um die zahlreiche Adlige erfolglos warben. Eines Tages starb Prinzessin Durnital noch in jungen Jahren an einem namenlosen Leiden. Hartherzige Menschen sagen, das sey gottgewollte Strafe für ihr Zögern, sich einen Ehemann zu wählen. Der König und die Königin haben tagelang an ihrem Sterbebett Wache gehalten, und im letzten Moment ihres Lebens soll Durnital geweint haben. Die Königin griff nach einer Phiole, die zufällig auf dem Betttischchen gestanden hatte, und hielt sie unter die Wange der sterbenden Tochter, dass die Tränen sich darin sammelten und für alle Zeit verschlossen blieben. Bemerkenswerterweise starb wenige Wochen später auch die Königin. Die in der Phiole eingeschlossenen Tränen jedoch, als letzter Beweis ihres frommen Lebens, gelten seit jeher als Heiligtum, dem sonderbare Heilkräfte nachgesagt werden.

Jarste erhebt sich augenblicklich von ihrem Schemel, kehrt sich von allen Anwesenden ab und schaut in die Ferne: Ein Heilmittel? Was wäre, wenn Stiefelchen tatsächlich mit ihr gesprochen hatte – innerhalb eines Traums? Wenn es diese Waldkreatur gäbe, die ihn gefangenhält an einem dunklen Ort? Und der einzige Weg sich mitzuteilen – das war der Traum! Und indem er von Tränen einer Prinzessin wisperte, beschrieb er seine eigene Rettung! Die heilsamen

Tränen der Prinzessin als Schlüssel zu seinem Überleben! Nicht anders konnte es sein!

In Jarstes verblendetem Verstand klingt diese erleichternde Erkenntnis vernünftig. Aber viele Wens und Vielleichts füllen die Lücken zwischen den wenigen Fakten. Fakt ist, dass es eine Prinzessin gab, deren Tränen eine Bedeutung haben. Fakt ist, dass Jarste die Botschaft in einem Traum erhielt, und nicht erklärt werden kann, woher sie das hätte wissen können. Beinahe magisch erscheinen ihr jetzt alle Eindrücke. Das war etwas, das sie aus ihrem vorherigen Leben in keiner Weise erfahren hatte.

Magisches gab es in Märchen, die die Eltern erzählten. Fabelwesen, Alben, Hexen und Dämonen. Verzauberte Rüstungen, Waffen, Schmuck und dergleichen. Geschriebene Worte, die ausgesprochen ein Ereignis wirken, das nicht von dieser Welt kommt. Und kaum hatte sie das Gebirge überquert, war sie mit etwas konfrontiert, das nah an die ihr bekannten Märchen heranreichte. Ein sogenanntes Monster. Stiefelchens spurloses Verschwinden. Der Traum. Tränen mit Heilkraft und so fort.

Der Dorfälteste kommt auf sie zu und spricht sie an:

„Ich kenne diesen Blick. Viele haben vor Euch so geschaut: Ihr bedenkt, ob sich die heilenden Tränen in Euren Besitz bringen ließen. Damit Ihr damit Euren Bruder würdet retten können.“

„Wäre das so falsch?“

„Wir möchten ehrlich zu Euch sein: Niemand weiß, ob Durnitals Tränen für Euch erreichbar sein werden. Und selbst wenn Ihr sie hättet ...“

„Ihr meint, ob sich die Tränen zur Rettung meines Bruders einsetzen ließen. Oder ob alles fauler Zauber sey.“

„Wenn ja, dann haben sich Dutzende vor Euch aus falschen Gründen auf den Weg gemacht. Kranke und Gebrechliche, Gierige und Abenteurer wollten dieses Relikt bereits in ihren Besitz bringen, entweder um das eigene Leiden zu mindern, oder es zum hohen Preis weiterzuverkaufen.“

„Und sie schafften es nicht?“

„Das ist nicht verwunderlich, weiß man doch, hinter welchen Mauern die Phiole verwahrt wird!“

Jarste blickt abermals in die Ferne – sie würde sich entscheiden müssen: Einerseits könnte sie zum König gehen und flehen. Sie könnte ihn um die Abgabe einer geringen Menge Tränenheil fragen. Oder sie könnte versuchen, das

Fläschchen zu stehlen. Das wäre allerdings nicht ihre Art. Und sie wüsste nicht einmal, ob sich das Diebesgut für sie lohnt. Aber es ist eine Chance.

„Bedenkt, junge Frau, dass die Phiole dem König Ein und Alles bedeutet. Es ist sein größter Schatz, der wird am strengsten bewacht.“

„Inwiefern?“

„Glaubt man den Geschichten, liegt die Phiole in einer Schatulle, die steht auf einem Podest in der königlichen Schatzkammer. Das Podest soll hoch und von glatter Beschaffenheit sein, umringt von Dornen und Scherben, dass niemand diese Kostbarkeit zu erreichen fähig sey.“

„Wo residiert der König? Gibt es eine Veste? Eine Burg, in der er mit seinem Hofstaat lebt?“

„Detreus ist, anders als seine Vorgänger, kein kriegerischer König. Seine Vorgänger blieben kaum einige Wochen in jeder Burg, bevor sie von Front zu Front weiterzogen. Unser König ist alt und gebrochen, er beliebt zu bleiben. In der großen Stadt Kora, dort hat er seinen Palast.“

„Dann will ich heute noch aufbrechen. Ich will an seine Güte sprechen, mir etwas von den Tränen seiner Tochter zu überlassen. Wenn ich mich selbstlos vor ihn stelle, so wird er vielleicht verstehen, dass ich einem geliebten Familienmitglied helfen will. Und denkt er dabei an seine Tochter, wird er vielleicht großherzig sein.“

„Der König ist in vielerlei Sachen großherzig, dazu braucht er Euch nicht. Doch das eine, was die Phiole betrifft, da werdet Ihr nur auf taube Ohren stoßen. Im besten Falle jagt man Euch davon. Ihr wärt auch nicht die Erste, deren Haut er an der Innenmauer des Zwingers aufspannen lässt!“

Trotz aller Beschwörungen, von dieser Wahnsinnstat abzusehen, stoßen diesmal die Worte des Alten auf taube Ohren.

Inzwischen ist es Mittag. Jarste prüft gerade ihr Gepäck, sortiert, was sie im Wald hatte zurücklassen müssen, und es ist dessen nicht Unwichtiges – ihr Bruder eingeschlossen: Eine Schere, ein wärmendes Halstuch, ein Ersatzriemen für ihren Schild. Mit jedem Gegenstand, den sie nicht greifen kann, ist sie an Stiefelchen erinnert, den sie in Vorbereitung ihres Abenteuers gerne um sich gehabt hätte. Kurz vor ihrem Aufbruch öffnet sich die Tür zu ihrer Hütte, und der Dorfälteste tritt ein. Jarste erhebt sich respektvoll und hört seine Worte nun aufmerksamer.

„Dies ist Eodora.“ Er winkt eine junge Frau, beinahe in Jarstes Alter, in die Hütte, vor der sie gewartet hatte. Sie tritt in die Stube mit gesenktem Kopf,

wagt kaum, Jarste anzusehen. Ein scheues, unerfahrenes Ding, sodass Jarste keine Ahnung hat, woran sie ist.

„Eodora soll Euch nach Kora begleiten. Höre mich, bevor Ihr antwortet! Ihr sollt in Eurem aussichtslosen aber ehrbaren Unterfangen nicht allein reisen. Sie kennt den Weg, sie kennt die Gepflogenheiten, sie kennt die Sprache in diesen Landen. Ihr werdet sie brauchen.“

„Wenn es gefährlich wird, werde ich sie mit meinem Leben schützen“, verspricht Jarste heroisch, obwohl sie gar nicht weiß, was ihr noch begegnen wird.

„Es ist Euer Weg nicht allein!“, fährt Eodora dazwischen, beinahe bereuend, die vorlaute Stimme so keck erhoben zu haben. Der Alte rügt dies mit einem strengen Blick, lässt sie aber sprechen:

„Wir sind uns gegenseitig von Nutzen, Gefährtin! Wo ich den Weg und die Leute kenne, da unterhaltet Ihr mich mit Geschichten erlebter Abenteuer und leitet mich durch das Vorbild Eures edlen Ziels. Und wo es zu Kämpfen gilt – da sprecht Ihr eine so allgemeine, überall verständliche Sprache wie Algebra!“

„Was meint sie?“, geht Jarste den Alten an.

„Es ist keine Anweisung, die sie Euch begleiten lässt. Aus freien Stücken will sie es tun, die Gelegenheit nutzend, die große Stadt Kora zu besuchen. Und wenn es Euch nur wenig hilft, dann will sie alle Sinne für Euch geben.“

„Tretet vor, Eodora. Eure Gemeinschaft wird mir guttun. Ich freue mich darauf. Wann könnt Ihr aufbrechen?“

„So wie ich hier stehe.“

„Dann schließt die Tür hinter mir, ich schultere rasch meinen Schild.“

Bald darauf ziehen sie mit den guten Wünschen der Dorfbewohner los.

Kora

Es ist ein schönes Land, durch das sie reisen; Jarste kennt den Anblick aus ihren Kindheitstagen. Es sind jene ungestörten Bilder voller Frieden, die sie erinnern lassen: Duftende Getreidefelder kurz nach der Ernte; tanzende Pferde in den Koppeln; Begegnungen mit Menschen auf jedem Pfad und an jeder Kreuzung, wohlgenährt und lustig. Da erkennt sie, dass es der Krieg war, der ihr Bild vom Heil verfälschte: Wälder stehen noch in ganzer Stärke, da sie nicht für Kriegsmaschinen gerodet wurden; Pferde und andere Lastentiere haben auf dem Land ihr Tagewerk zu verrichten, da sie nicht für die

gepanzerte Reiterei gestohlen wurden; Männer in mittleren Jahren gehen in Überfluss umher; hier gibt es kein Missverhältnis nach Geschlecht und Alter; hier scheint ihr die Welt, wie sie sein sollte.

Andernorts erkennt sie, dass sich die Menschen diesseits der Berge, abgesehen von ihrer Sprache, gar nicht so sehr von ihrem Stamm unterscheiden: Auf dem Land sieht sie Öfen, die von allen zum Brotbacken genutzt werden; zum Waschen und Trinken trägt man das Wasser in Eimern und einem Joch herbei; Kleidung und Schmuck vergleichbar schlicht und elegant. Die Männerbärte ungeschoren wuchernd; raubeinig und behäbig ihr Ton; alte Frauen keifend oder zurückhaltend; Jungen messen sich mit Stöcken im Zweikampf; Hunde werden davongejagt, wenn sie an der Küchentür zu aufdringlich werden. – An jedem dieser vertrauten Bilder erfreut sie sich, dass Eodora sie zuweilen mahnt, weiterzugehen.

So ist es in den Dörfern, die sie durchqueren. Außerhalb derselben folgen sie einem abseitigen, einsamen Weg, meist als Allee von Obstbäumen eingefasst. Sie nächtigen am Wegrand, wenn sich kein Unterschlupf finden lässt, und gehen morgens weiter, sobald sie etwas sehen können. Eodora ist, zu Jarstes Erstaunen, nicht zögerlich, sich zum Schlafen an den nächsten Baum zu lehnen, oder in ungewaschenes Gemüse zu beißen, mit bloßer Hand aus dem nächsten Feld gezogen.

Als Jarste fragt, wie weit ihr Weg sey, verweist Eodora auf weiße, kniehohe Steinblöcke, die in regelmäßigen Abständen den Weg begleiten. Sie erklärt anhand von Einkerbungen, dass sich daraus eine Entfernung bis nach Kora ableiten lässt. Denn Kora ist der Mittelpunkt des Königreiches, und alle Wege sollen den Wanderer und Händler darauf zuführen. Zielsicher liest Eodora die für Jarste unbekanntenen Schriftzeichen an Wegkreuzen, und bestimmt gute Rast- und Übernachtungsmöglichkeiten abseits der Wege. Bereits nach kurzer Zeit gesteht Jarste ein, dass es eine weise Entscheidung war, sich von einer Ortskundigen begleiten zu lassen.

„Seid Ihr diese Wege je gegangen?“, fragt sie Jarste am dritten Tag bei einer Pause. Sie sitzen am Ufer eines Bachs und kühlen ihre müden Füße im Wasser, dass kleine Fische daran nagen.

„Gewiss“, sagt sie: „Auf einem Kornwagen.“

„Bis nach Kora? Gibt es dort einen Markt, auf dem ihr euer Getreide verkauft habt?“

Sie nickt und schildert, wie sie tagelang der Hauptstraße folgten, selbst nachts, wenn Fackeln am Wagen den Weg ausleuchteten. Sie schlief auf der Bank im Wagen und starrte bei einem leichten Schaukeln in den Sternenhimmel.

„Dann wird es also einige Tage dauern, bis wir Kora erreichen?“, will Jarste nun genauer wissen.

„Tage ja. Doch zu Fuß sind wir schneller und können schmale Wege gehen. Nur noch heute folgen wir der breiten Spur, die für Wagen befahrbar ist. Danach werden wir einen Wald durchqueren, dann für einen halben Tag ein Tal und schließlich einen See.“

„Einen See?“

„Den Lorga-See. Dort gibt es eine Fähre. Gleich dahinter liegt die Stadt Kora.“

„Lorga ...?“, wiederholt Jarste und streckt die Füße tiefer in den Bach.

„Benannt nach einem uralten König, der dort einst regiert haben soll“, flüstert sie ihr zu: „Der See ist von unüberschaubaren Ausmaßen, manche munkeln, es ist eigentlich ein kleines Meer. An seinen Ufern gibt es unzählige Fischerdörfer. – Und ebenso viele Piratennester.“

„Haben wir denn etwas, um die Überfahrt zu zahlen?“

Stolz zeigt Eodora eine Handvoll Münzen vor, die wohl im Dorf für ihre Reise gesammelt worden sind. Zufrieden lehnt sich Jarste zurück ins Gras und döst einen Moment.

„Es ist keine Schande, auszuruhen!“, betont Jarste.

„Keineswegs.“

„Wisst Ihr, ich bin sehr froh, dass Ihr mich begleitet. Seitdem mein Bruder fort ist, fühlte ich mich unendlich einsam.“

„Dann ist alles so gekommen, wie es sollte. Ich selbst habe das Dorf seit Monaten nicht verlassen können. Es ist immer viel zu tun, wisst Ihr? Wenn die Männer wochenlang fort sind, um zu Jagen. Wenn die Ernte eingefahren wird, die Kinder gehütet werden müssen. Der Handel floriert und treibt uns um. Aber der Überschuss wird mit Zeit und Mühsal erkaufte. So wie es sein sollte.“

„Da wo ich herkomme, ist die Mühsal das Leben selbst. Es ist eine Welt des Überlebens geworden, des Krieges.“

„Von welchem Krieg spricht Ihr, Jarste?“

„In meinem Heimatdorf weiß man es selbst nicht genau. Viele Jahre hat er unser Land verzehrt; gleich einer Glut schwelt er immerfort, flammt hier und da

auf, und doch ist er das Gegenteil der Welt diesseits der Berge. Der Krieg und die Pest waren es, die mich und meinen Bruder fortgehen ließen.“

„Erzählt Ihr mir von ihm? Ich habe auch einen Bruder.“

„Sonti heißt er. Meist nenne ich ihn *Stiefelchen*, denn er ist mein Stiefbruder.“

„Ein seltenes Glück zwischen Geschwistern. Gehen sie denn sonst nicht getrennte Wege?“

„Nun, auch ohne den Krieg wären wir zusammengeblieben, denke ich.“

„Dann verstehe ich, was er Euch bedeuten muss“, schließt sie.

„Und ich danke Euch, dass Ihr mir helft, ihn zu retten. Sagt Eodora, glaubt Ihr, dass wir es schaffen können? Die Phiole zu erlangen, meine ich.“

„Der König wird sie uns niemals geben, so viel weiß ich. Und ich weiß auch, was es sonst bedeutet. Für Euch und für mich.“

„Ich werde niemals verlangen, dass Ihr mich bei meinem Bittgesuch begleitet, Eodora. Bringt mich nur nach Kora.“

„Wir wollen sehen, wie ich Euch hilfreich sein kann. Nun ruht ein wenig, vor Sonnenaufgang müssen wir noch eine Heide durchqueren.“

Drei Tage später erreichen sie den Fuß des Tales und erkennen auf weite Sicht ein gewaltiges Wasser. Die beiden Frauen haben in kurzer Zeit eine beeindruckende Strecke zurückgelegt, wohl auch, weil sie sich unterwegs von nichts ablenken ließen. Außer – voneinander.

Denn innerhalb dieser Tage schlossen sie eine besondere Freundschaft, angeleitet durch das gemeinsame Ziel. Eodora wurde Jarste zu einer besten Freundin, die sie nie hatte. Mir ihr konnte sie sogar Gedanken teilen, die sie vor ihrem Bruder nicht auszusprechen wagte.

Sie teilten nicht nur den Weg, sondern auch das Wetter, das Brot, den Schlafplatz, und bald wurde des anderen Stimme zum Mahnmal der Freundschaft. Unvergessen gegenüber der Trauer über das Schicksal ihres Bruders, fand Jarste Trost in jedem von Eodoras Worten, und wenn sie nur auf ein Tier hinwies, das ihnen unterwegs begegnete. Die Isolation bewirkte etwas, das Jars-

te nicht kennen konnte. Sie ertrug ihr Leiden dadurch bereitwilliger; überzeugt, dass diese Freundschaft dauerhaft sein würde.

Eines Nachts saßen sie an einem Feuer zusammen und teilten die Früchte und Nüsse, die sie unterwegs gesammelt hatten. Die Nacht war bereits beispiellos Schwarz, und nur ein lichtiges Flackern erhellte einen Fleck zwischen ihnen. Wind strich über die Anhöhe, auf der sie ihr Nachtlager gewählt hatten, machten sich klein und unwesentlich, um die Welt, die sie durchquerten, zu ehren. Da geschieht, dass sich Jarste, bereits dem Schlafe nah, gegen Eodoras Schulter lehnt und die Augen schließt. Freizügig murmelt sie von ihren Ängsten; dass sie es nicht rechtzeitig zu ihrem Bruder zurückschaffen werde. Und Eodora weiß sich nicht anders zu helfen, als ihrer Freundin Mut und Vertrauen zuzusprechen, die Hoffnung nicht aufzugeben. Doch in ihr spricht mehr als sie ertönen lässt. Tagelang hatte Jarste ihr von den Abenteuern erzählt, bevor sie ihr Dorf erreichte. Und erst jetzt scheint ihre ziellose Flucht zu enden, und die Suche um die geheimnisvolle Phiole gibt ihrem Dasein den Sinn zurück.

Am nächsten Morgen erwacht Jarste, noch immer an der vertrauten und doch fremden Schulter der schlafenden Eodora gelehnt, und es erwächst Verlegenheit in ihr. Bislang hat sie sich als Kriegerin ausgegeben; heute Nacht wollte sie etwas von ihrer Verletzlichkeit preisgeben. Eodora stört es freilich nicht. Noch während sie schläft, bemüht sich Jarste zu ergründen, was Eodora wirklich bewegt. So, wie sie es bereits seit Beginn ihrer Reise versucht.

Jarste fragt sich: Sind die jungen Dinger bei mir daheim ebenso selbstlos und tapfer, eine Fremde allein aus dem Grund zu begleiten, dass sie sich nicht verirre und sie keinen Schaden nehme? Oder hält man es diesseits des Gebirges anders mit der Treue zu einem ehrenwerten Vorhaben?

Jarste mag die kleine Narbe über ihrem Nasenflügel; sie erzählt eine Geschichte, die man sich für einen besonderen Abend aufheben würde. Eodora hat kurzes, blondes Haar; ist von zierlicher Statur. Bemerkenswert wähnt Jarste ihre dennoch kräftigen Hände, die unzweifelhaft durch die Landarbeit geprüft sind. Ebenso ihre Hose und das darüberliegende knielange Gewand finden in Jarstes Augen Anerkennung. Denn bei ihr zu Hause trägt keine Frau etwas anderes als ein Kleid. Diesseits gibt es beides: in Hosen und in Kleider gehüllte Frauen. Bald wird ihr unverschämtes Gaffen unterbrochen, denn Eodora erwacht. Sie sieht sie mit ihren großen Augen an, in die das Faszinierende der Welt auch heute hineinstrahlen soll.

Der Weg zum Seeufer ist bequem und geht bergab; jeder Schritt verheißt nun Zuspruch; Jarste gewinnt ihr Lächeln zurück. Eodora sieht ihre Lätitia dagegen skeptisch. Denn in keinem Buch steht geschrieben, dass sie die Phiole auch erhielte, ob sie sie nun erbitten oder stehlen wollte.

Unterhalb der hügeligen Landschaft treffen die Gefährtinnen auf eine breite Straße, auf der reger Verkehr vorgeht: Hauptsächlich von Eseln und Ochsen gezogene Wagen mühen sich auf der steinigen Straße voran, beladen mit Werkzeugen, Säcken, Fässern mit Wachs und Teer, Käfigen mit Hühnern; beladen mit Tuchballen, Möbelstücken; Krügen, aus denen duftende Stutenmilch schwappt; Geschirr für Pferdeköpfe und Feine-Herren-Häuser; Leder, Felle und was daraus hervorgeht; manche Kiste scheint sogar Spielwaren zu enthalten. Vollbeladene Wagen fahren gen Seeufer, leere Wagen passieren sie aus der Gegenrichtung. Eodora erklärt, dass die Handelsroute immer zum See führte. Dort müssen die Wagen und Menschen mit einer Fähre übersetzen, und dahinter läge der meisten Reisenden Ziel – die große Königsstadt Kora. Der Landweg um den See herum, schildert sie guten Wissens weiter, sey weit und gefährlich. Wegelagerer gäbe es in der Nähe so reicher Handelsrouten unzählige. Und so wollen auch sie sich an die Fähre halten, die angeblich einmal alle zwei Tage ablegt. Eodora gesteht jedoch ein, dass sie schon Jahre nicht mehr hier gewesen sey und weder über Abfahrtszeiten noch Preise genaueres wisse. Daher spricht Eodora unterwegs die Menschen an, die ihnen vom Seeufer entgegenkommen.

Ein heiterer Tag kündigt sich an: Der Himmel klart auf, der Wind flacht ab, und es duftet allorts nach Heu und Früchten, Blumen und Pferdemist. Merkwürdig, wie Gerüche, und seien es die scheußlichsten, dem Menschen ein Lächeln ins Gesicht zu bringen vermögen.

Jarste öffnet ihren Umhang, denn ihr wurde warm. Sie legt ihn über ihren auf dem Rücken getragenen Schild zurück, wirft die Haare auf und zieht sogleich die Blicke der Einheimischen auf sich. Das bleibt Eodora nicht un bemerkt. Jarste, die ihre Reise unermüdlich vorangetrieben hatte, erfreut sich an der Gesellschaft anderer Menschen, obschon ihr Eodora zu einer Vertrauten geworden war, auf die sie – beinahe – nicht mehr verzichten kann.

Ein mit schweren Gütern beladener Wagen schleppt sich, von vier ächzenden Ochsen gezogen, den Hügel hinauf. Junge Männer begleiten den Transport, sichern seine Ladung und treiben die Tiere an. Als ihnen die jungen Frauen gleichauf sind, scheuen sie keine Blicke, pfeifen und rufen Worte in einem Dialekt, den Jarste nicht versteht. Eodora versichert ihr, dass ihnen nichts Ab-

wertendes zugerufen worden ist, während Jarste beteuert, dass es einer Übersetzung gar nicht bedarf: Wie auch die erwähnte Algebra ist das Gebahren junger Kerle im Angesicht gleichaltriger Mädchen eine allgemeinverständliche Sprache.

Nach wenigen Stunden erreichen sie das vorläufige Ende der Handelsstraße. Sie führt geradewegs auf einen eingestürzten Brückenkopf und hört dort auf. Es ist, dass es dereinst eine große Steinbrücke gegeben hatte, die über den See führte. Sie muss eine beeindruckende Länge gegeben haben. Aus Gründen, die heute niemand mehr kennt, war diese eingestürzt, und zurück blieben allein ein mehrere Zehner Fuß in das Seeufer hineinreichender Rest eines Brückenaufgangs. Weiter vom Ufer entfernt ragen Trümmer mit den Spitzen aus dem Wasser, die einst die Brücke auskleideten. Heute liegen sie wie Inseln da. Vermutlich wurde die Fähre erst nach dem Einsturz eingerichtet.

Die Fährstation, in Sichtweite der Brückenreste gelegen, besteht aus nichts anderem als einem breiten Anlandesteg, um den sich zahllose Buden, Menschen und Wagen tummeln. Wer hier auf seine Überfahrt wartet, der soll versorgt sein – mit Essen, einem Schlafplatz und Unterhaltung. Die Fährstation wird damit zu einer kleinen Stadt, in dem ein jeder seine Nische wahrnimmt: Gaukler, Händler, sogar ein Schmied. Wem danach verlangt, der kann sich aus der Hand lesen oder die Stiefel putzen lassen; kauft Gebratenes am Spieß, Met, Schmuck oder weibliche Gesellschaft.

Und so erfahren unsere Helden, dass die nächste Fähre am Folgetag eintreffen wird. Sie suchen sich einen Platz in einer Taverne, stärken sich und ruhen, bis die Nacht einbricht, die nicht weniger laut und menschen erfüllt als der Tag gewesen ist. Ein Markttag, der niemals ende, denkt sich Jarste, während beide mit staunenden Augen jede Einzelheit des belebten Platzes aufsaugen: sich prügelnde Kerle, die kurz darauf mit Wein anstoßen; ein altes Weib hängt unbekümmert zwischen den Buden ihre Wäsche auf; eine Dirne tanzt wie toll auf einem Fleck, verschüttet dabei ihre Suppe über dem Kleid, und lacht darüber; ein Kind jagt einem Hund hinterher, wird kurz darauf von diesem gejagt; alte Männer spielen zum Zeitvertreib Königszabel auf einem in den Boden gekratzten Spielbrett; Paare (und die es werden wollen) ziehen sich an die wenig beleuchteten Stellen zurück, in die Büsche und unter die Bäume, sogar unter den Landesteg. Derselbst wird nachts von bewaffneten Wachen gesichert, deren glänzendes Waffenmetall im Fackelschein wunderbar schimmert. Am Ende des Steges steht ein Häuschen, darin lebt der Fährer, wie Eodora glaubt.

„Der Fährer ist der wichtigste Mann vor Ort!“, betont sie ehrfürchtig: „Er kennt die sichere Passage; bestimmt über Ladung und Anzahl der mitgeführten Menschen. Auf seiner Fähre ist er der König, und niemand dürfe ein Wort gegen seines richten!“

Als die Frauen selbst zum Spotten zu müde werden, fallen sie schlafend gegeneinander und ruhen an der Rückwand einer Bude bis zum Morgen. Eodora schläft so tief wie eh und je; nur Jarste hat sich über die Jahre so sehr an die Stille der Einsamkeit gewöhnt, dass sie in dieser Nacht immerfort glaubt, sie würde von allen Seiten angeschrien. Gewohnheiten wie diese legt man nur langsam ab, und darauf hofft sie. Denn wer braucht den ununterbrochenen Lärm, selbst bei Nacht? Glücklicherweise würden sie diesen Sammelplatz, diesen Jahrmarkt der Fremden, bald hinter sich lassen. Kurz darauf erschrickt sie bei dem Gedanken: Wenn es hier schon so bunt zugeht, wie würde es dann erst beim Einzug in die Königsstadt sein? – Ein kleines Opfer für Stiefelchens Rettung, den sie keine Sekunde aus ihren Gedanken fernhält.

Es ist soweit. Eodora zahlt mit ihren letzten Münzen die Überfahrt, und so besteigen sie am Vormittag die einzige Fähre über den See.

Langsam schleppt sich das breite Boot durch die flache Uferlinie, nimmt mit Aquilo, dem straffen Nordwind Fahrt auf und befindet sich bald inmitten des großen Wassers, zu dem man in allen Richtungen gerade noch das Land erkennen kann.

Unaufhörlich schallt ein gleichmäßiger Trommelschlag, nach dem die Mannschaften, wohl drei Dutzend zu beiden Seiten, im Takt rudern. Es sind keine Sklaven, wie Jarste erst glaubt, sondern freie, aber gut bezahlte Männer. Da die Fähre an dieser Stelle die Haupthandelsstraße bedient, hat sie ein tägliches, gutes Einkommen, von dem, abzüglich einer Steuer an den König, das Schiff instandgehalten, der Fährer und seine Gehilfen bezahlt werden. Der Fährer selbst lässt sich nur ein einziges Mal sehen, als er aus seiner Hütte am Bug auf das Deck tritt. Er sieht sich kurz um, prüft die Windrichtung, bewertet die Stärke des Wellengangs und überlässt alles Weitere seinem Maat, der sich nickend von ihm trennt.

Auf der breiten Fähre haben sich insgesamt neun Wagen versammelt, und es dauerte Stunden, um alle Zugtiere sicher in Pferchen an Deck unterzubringen. Neben den Wagen fahren auch zahlreiche Passagiere mit, unter ihnen Jarste und Eodora. Am meisten beeindruckt sie die für die Überfahrt abgestellten Wachmannschaften, die sogar eigene kleine Wachtürme besetzen. Von gesprächigen Mitreisenden erfahren sie, dass es in letzter Zeit vermehrt zu Piratenüberfällen gekommen sey. Der Wert der Waren stiege mit der Dreistigkeit der Gesetzlosen, versichert man.

Die beiden Frauen haben sich an eine windgeschützte Stelle zurückgezogen und sehen auf die See. Zu mehreren Seiten sind Nebelbänke aufgezogen und versperren die Sicht zum Ufer. Genau genommen kann man weder sehen, in welche Richtung man fährt, noch wie weit das Ufer entfernt liegt. Nur der Fährer und sein Maat haben das Ruder fest im Griff und kennen ihren täglichen Weg zweifelsohne. Ebenso verhalten sich die Mitreisenden, die sich die Zeit mit Würfelspielen oder Gesprächen vertreiben. Einige Kinder fahren mit und klettern über vertäute Kisten und Fässer, oder beobachten die Ruder, die wuchtig in das Wasser tauchen.

Nun löst sich auch Jarstes Zunge. Eodora bemerkte unlängst, dass sie etwas bedrückt:

„In der letzten Nacht ..., alles war so laut.“

„Ja, das stimmt. Konntet Ihr schlafen?“

„Nein. Nun ja, wenig“, gesteht Jarste ein. Aber da ist noch mehr: „Und trotzdem träumte ich wieder von meinem Bruder.“

Jetzt hat sie Eodoras ganze Aufmerksamkeit: „Euer Bruder? Hat er gesprochen?“

„Er war wie ein Schemen“, erinnert sich Jarste, „das Stiefelchens Gesicht hatte. Und als ich nach ihm griff, da zerfiel er in meiner Hand. Noch merkwürdiger war, was er mir sagte.“

„Was war es?“, harscht sie Eodora ungeduldig an, so als hinge ihr eigenes Schicksal davon ab.

„Er sprach: ‚Der erste Tropfen ins Wasser‘.“

„Mehr nicht?“, wundert sich Eodora, nachdem sie einige Augenblicke auf weitere Worte gewartet hatte. Jarste schüttelt den Kopf und schaut betrübt. Dass ihr Bruder Sonti abermals in einem Traum erschien; dass er abermals ihr einen Hinweis gab, ist Eodora, deren bisheriger Kontakt mit dem Übernatürlichen sich auf Märchen beschränkte, unheimlich.

„Welche Zauberkräfte Euer Bruder aufbringt, das weiß ich nicht zu sagen. Aber ich finde sie beängstigend.“ – Jarste bestätigt diese Ansicht durch ihr starres Schweigen. „Immerhin“, fügt Eodora hinzu, „beweist es, dass er noch lebt!“ Und da hatte sie wohl recht.

Es ist Nacht, als der Überfall erfolgt. In Umhüllung von Dunkelheit sind mehrere unbeleuchtete Boote herangetrieben und unbemerkt längsseits gegangen. Die meisten Passagiere schlafen, nur eine Handvoll Wachen tut Dienst. Und sie verfehlen ihre eine Aufgabe.

Als Jarste und ihre Gefährtin endlich begreifen, was vor sich geht, sind zahlreiche Wachen bereits tot. In einigen stecken Pfeile, anderen hatte man den Kopf abgeschnitten oder sie einfach über Bord geworfen. Eine wilde, aber organisierte Meute aus teilweise geschminkten, teilweise halbbekleideten Schergen sprang über und unter Deck; durchsuchte Taschen, Beutel, Kisten und alles, was sich fortschleppen ließ. Wer als Passagier Widerstand leistete, dem erging es nicht anders als den Wachen, und mit pochendem Herzen starrt Eodora, die deren Sprache versteht, auf sie. Eine Hand hält sie Jarste auf die Brust, als wollte sie sie zurückhalten; ermahnen, dass das Nichtstun das Klügste sey. Noch gescheiter wäre wohl gewesen, über Bord zu springen und schwimmend das Ende abzuwarten.

In Geschrei und Panik muss eine der Öllaternen zerbrochen sein, jedenfalls entstehen wenigstens zwei Feuerherde. Weiteres Geschrei von Personen unter Deck. Gut zwei Dutzend Piraten müssen sich nun auf der Fähre befunden haben, und während einige von ihnen die Beute auf ihre Boote verladen, schleichen andere durch die herumliegenden Leichen, um die eine oder andere Kostbarkeit nicht zu übersehen. Und dann entdecken sie die Frauen.

Eine Weile können sie sich hinter aufgestapelten Tauen verbergen, was nicht schwer ist, denn die Dunkelheit spielte auch ihnen glücklich zu. Als einige der Letzten, die noch nicht über Bord gegangen oder hingeschlachtet worden sind, stehen sie nun vier oder fünf grimmigen Rohlingen gegenüber, die ihnen, wie Raubtiere, mit gezogenen Messern näherkommen.

Jetzt ergibt auch alle Zurückhaltung keinen Sinn mehr: Jarste springt auf, ihren Schild in der Rechten, und stößt gleichzeitig Eodora schützend zu Boden. Wie die Piraten Schritt um Schritt vorangehen, so tritt sie ihnen Schritt um Schritt entgegen; bereit, es mit einem oder allen Gegnern aufzunehmen. Jener unbändige Drang des Kriegers, der in ihr nie ganz verloschen ist, flammt auf und macht sie tapfer: Sie spannt ihre Muskeln, setzt sichere Tritte auf Deck, erwartet den Schmerz eines Stichs oder Schnittes; erwartet, wie der erste Wagemutige gegen ihren großen Schild branden und zurückgeworfen werden würde.

Das Deck hüllt sich in Rauch, denn das Feuer erfasst nun den größten Teil des Decks; einer der Wachtürme war bereits ins Wasser gestürzt, und noch immer hört man anhand von Rufen und gegeneinanderschlagenden Klingen, dass andernorts gekämpft wird. Aber die Geräusche werden seltener – das weiß Jarste und das wissen ihre Gegner.

Dann geht der Erste auf sie los, wirft einen Dolch, den sie mit dem Schild geschickt abfängt. Einen zweiten Dolch gezogen, springt derselbe auf sie zu, doch Jarste rammt ihm den Schild mit unerwarteter Stärke entgegen. Als auch die anderen sehen, dass mit dieser Frau nicht zu spaßen sey, gehen sie gemeinsam vor. Ihr Ziel umzingelnd, teilt sich das Rudel auf, bewaffnet mit Messern und Säbeln. Jarste lässt keinen von ihnen aus den Augen, auf die Deckung ihrer Freundin vertrauend.

Da kommt, dass sie noch die ersten Buchstaben ihres Namens hört, bevor sie ein Schlag gegen den Kopf trifft. Ein Vierter, den sie, im Rücken stehend, nicht wahrgenommen hatte, schlug mit dem Knauf seiner Waffe zu. Wie Jarste betäubt zu Boden sinkt und unter ihrem Schild liegen bleibt, verkünden die Gedanken an Stiefelchen: Wo warst du nur Bruder? Wo war meine Deckung?

Noch in derselben Nacht kommt Jarste wieder zu sich. Sie liegt mit den Händen auf den Rücken gefesselt in der Nähe eines großen Stapelfeuers. Sobald sie sich umsieht, erkennt sie auch Eodora. Bereits bei Bewusstsein, sind ihr ebenfalls die Hände straff gefesselt worden.

Der Tag will gerade anbrechen, da tobt immerfort die Feier der Piraten über den errungenen Sieg – die Beute und die Geiseln. Neben Jarste und Eodora

sitzen noch weitere ehemalige Passagiere neben ihnen, manche nur gefesselt, andere auch geknebelt; manche geblendet, halbtot geschlagen oder bereits abgelebt. Die Piratenschar scheint das nicht zu stören, viele von ihnen sind ohnehin trunken von den geraubten Waren. Sie teilen und feilschen um die Kostbarkeiten, sie raten den Wert der Dinge, die sie nicht kennen. Und all das tun sie mit einer haltlosen Selbstgefälligkeit, dass sich sogar Jarste, die ihre Worte gar nicht versteht, ihnen interessiert zuwendet. Eodora flüstert ihr zu, dass sie ihnen lieber nicht gefallen möge. Denn es gebe schlimmere Dinge als mit durchgezogener Kehle im Schilf zu verrotten.

Jarste schert sich nicht um die gutgemeinte Warnung. Es ärgert sie die Überwältigung, und dass ihr Fallen nur möglich war, weil Stiefelchen ihr nicht den Rücken deckte. Ob sie selbst in Begleitung ihres Bruders eine Chance gegen die Überzahl gehabt hätte, bedenkt sie nicht. Stolz wurde sie erzogen, und stolz zieht sie durch die Welt. Jedoch, ihre strengen Blicke verschwinden unbeachtet mit dem Wind.

Das Wetter ist aufgefrischt, was die seeerprobten Räuber keineswegs irritiert. Ihr Lager besteht aus einem zentralen Feuer und darum herum angeordneten Zelten; feste Behausungen erkennt Jarste nicht. Weiterhin stehen dort Rahmen, auf denen Fischernetze trocknen und geflickt werden, an Stangen spießen, an Schnüren hängen Fische, die geröstet oder getrocknet werden sollen. Die Beutekisten liegen überwiegend noch in ihren Booten. Es scheint, als lagerten sie hier nur zeitweilig, um einen Überfall zu planen und sich anschließend zu treffen. Anschließend ziehen sie weiter, immer am Seeufer entlang.

Der Blick vom Boden gestattet nur eine begrenzte Einsicht in das Treiben. Das große Wasser ist gerade noch sichtbar, man lagert nur wenige Schritte vom ersten Schilf entfernt. Einige Boote wurden ins Gebüsch gezogen und getarnt, ebenso Kisten, Fässer, Säcke und anderes Raubgut. Ob sie die Verfolgung durch königliche Truppen fürchten? Immerhin hatte die Bande die einzige Fähre versenkt; die Haupthandelsroute wäre für lange Zeit unterbrochen!

Einer der Piraten geht durch die Reihen der gefangen dasitzenden Menschen. Seltsam, es erinnert Jarste an die an der Schnur hängenden Fische. Eine der Geiseln wird ausgewählt, der Kerl schlägt hinfällig auf sie ein und zerrt sie aus der Gruppe. Er nimmt sie mit, schneidet ihr die Fesseln ab und dann die Zunge. Lachend sticht er mit einem Stilett auf die Frau ein, die gekrümmt zu Boden geht und liegenbleibt.

Angst ergreift die überlebenden Geiseln, sie fürchten dasselbe Schicksal. Auch Eodoras Blicke werden nun seelenlos und frei jeden Mutes. Nur Jarste weiß aus Erfahrung, dass dies ein erprobtes Mittel der Einschüchterung sey. So würden die anderen Geiseln viel bereitwilliger für Aufforderungen sein.

Und so geschieht, dass ein anderer aus der Bande zu ihnen kommt, Eodora am Schopf packt und hervorzerzt. Jarste indes bemüht sich um größtmögliche Tapferkeit und unterdrückt mit verzerrtem Gesicht, zusammengepressten Lippen jeden Willen zum Schreien und Kämpfen – es hätte in einem Blutbad geendet. Tatsächlich ermordet man Eodora nicht, sondern bringt sie nach einer Stunde zu den anderen zurück. Gesicht und Schultern sind ihr blau geschlagen. Kurz darauf tritt jemand vor Jarste und nimmt nun sie mit.

Der Anführer der Piraten zeigt sich. Hinter ihm blendet die rote Sonnenscheibe am Horizont. Derselbst wirkt nicht eindrucksvoller als seine Kameraden, und trotzdem weiß Jarste sofort, dass er für die anderen spricht. Sein ernstes Gesicht verheißt nichts Gutes, noch bevor er den Mund aufmacht und ihr mit grölenden Lauten erklärt, dass ihre Freundin, die sie soeben verhört haben, vom Diebstahl der Phiole der Tränen erzählte. Jarste wird bewusst, dass der Besitz derselben in dieser Region der Welt ein überwältigender Schatz bedeuten musste; umso mehr wollen die Piraten erfahren, wie ein dahergelaufenes Kind es anstellen wollte, ihn zu rauben. Und obschon sie nur wenige Worte versteht (genau genommen hört sie nur das Wort *Durnital* klar heraus), ist die Forderung damit festgelegt: Eodora soll ihre Geisel bleiben und sie würden sie massakrieren, wenn Jarste nicht mit dem Schatz zurückkäme, um ihre Gefährtin auszulösen.

Sonst tut man ihr kein Leid an. Einschüchternd hat sich die Gruppe um sie gestellt, sie niederknien lassen, sie ihre schlechten Manieren zeigen lassen; sie erkennen lassen, dass mit ihnen kein Unfug zu treiben sey. Der Anführer macht dazu eine hohe Brust, geht behäbig und festen Fußes, dreht sich ihr mehrfach mit einem grimmigen Gesicht zu und grinst widerwärtig. Das Schauspiel dauert einige Minuten, und es wird eingehend von der Bande unterstützt, die im Chor aufhorchen und mitlachen; die wie einstudiert ihre Waffen ziehen und durch die Luft wirbeln; die gleich dem Balztanz eines Vogels nichts unversucht lassen, um einen möglichst unvergesslichen Eindruck zu hinterlassen. Offenbar ist es in diesen Landen nicht ungewöhnlich, dass man seine Freunde zurücklässt, wenn man nur seine eigene Haut würde retten können.

Jarste lässt sich von dem Theater wenig bewegen, verbirgt aber ihre Gleichgültigkeit, um die Gegner nicht unnötig zu reizen. Die anderen Geiseln sind durch das aufgeblasene Gehabe viel eher eingeschüchtert, wohl wegen fehlender Erfahrung im Umgang mit Banditen und Gefahr. Aber in einem behalten die Piraten recht: Eodora hatte sie lieb gewonnen, und sie würde sie niemals diesen Unmenschen überlassen. Also würde Jarste, irgendwie, die kostbare Phiole rauben müssen; würde sie herbringen und übergeben müssen, gleichwohl sie die einzige Möglichkeit zu Stiefelchens Rettung bedeutet.

Und so sagt sie zu, in der Weise, wie sie es in ihrer Heimat tut. Das immerdar erkannte Nicken als Symbol der Zustimmung wird angenommen, und sogleich verbindet man ihr die Augen und bringt sie fort. Daraufhin lässt man sie am Ufer frei, ganz in der Nähe der Handelsstraße, sodass sie ihren Weg zu Fuß in die Stadt Kora würde fortsetzen können. Bei sich trägt sie nichts außer das Gewand auf dem Leib, und eine Aufgabe, der sie nicht gewachsen ist.

Die Hecke

Ab hier wollen wir uns Eodoras Schicksal zuwenden. Und es gibt einiges über sie zu berichten. So beginnt ihr Umtrieb mit einer Beschreibung ihres Wesens, das über das hinausgeht, das Jarste von ihr zu wissen glaubt. Wenn etwas einen Menschen bewegt, das ist sein letztes Geheimnis, wenn alles andere längst über ihn zerredet worden ist. Dieser geheimgehaltene Kern, entspricht er doch der Identität Blöße, kahl und nackt und ist Quell von Verlegenheit und Ehre. Ihn zu verletzen, das gelingt nur wenigen. Ihn mit Worten oder lieben Blicken zu berühren, das gelingt noch weniger Personen. Und der beste Mensch kann am Ende seines Daseins, in der letzten Stunde seines Atmens, doch ein Unheil in sich verbergen, von dem niemand weiß.

Eodora enthält dieses Unheil fürwahr nicht. Doch sie ist nicht aufrichtig gegenüber Jarste. Dass sie sie so viele Tage begleitete, jeden Sturm mit ihr überstand, jede Nacht bei ihr lag, und schließlich, als ihr Weg enden musste, sie gemeinsam kämpften und gefangengenommen wurden, bindet ihr Seelenheil an ihren Namen und umgekehrt. Sie würde sie immer ehren, nie schlecht von ihr reden; doch anlügen, das würde sie. Wenn es denn notwendig sey.

So bleibt sie drei Tage eine Gefangene, und erlebt den grausamen Alltag der Gesetzlosen. Nur wenige der Überlebenden des Fährüberfalls sind am Ende

der drei Tage noch am Leben. Einige wurden aus bloßer Gemeinheit getötet, wohl, weil für diese kein Lösegeld zu erwarten war. Andere, zumeist Händler, wurden verhört: nach Namen und Herkunft gefragt. Dann entsandte man einen Boten, dass die Kunde von dessen Geiselhaft in die nächste Stadt getragen und ein Lösegeld ausgehandelt werden konnte. Tatsächlich wurden zwei der reichen Händler ausgelöst, der Rest blieb in Angst zurück.

So ist es auch mit Eodora, die ihre Zukunft nicht ermessen kann: Ihre Weggefährtin hatte man zu einer unmöglichen Aufgabe ausgesandt, und sie selbst weiß nicht, ob sie morgen noch leben dürfe. Zumindest ist eine jede Stunde, in der sie von den Piraten nicht angerührt wird, ein Erfolg. Am dritten Tage schließlich verliert sie schlagartig alle Hoffnung – Hunger und Erschöpfung bedrängen sie, Schlafmangel, wunde Hand- und Fußgelenke, an denen die groben Fesseln unablässig scheuerten. Eodora ist sonst hart im Nehmen; Wind und Wetter machen ihr nichts aus, Dunkelheit und wilde Tiere fürchtet sie nie unbegründet. Dass sie aber untätig herumsitzen soll; nicht fähig, ihren eigenen Willen auszuleben, für ihre eigene Sicherheit verantwortlich zu sein, sich mit niemandem über die ungewisse Lage unterhalten zu können; das alles martert sie mehr als die körperliche Pein, und so entschließt sie sich zur Flucht.

Als es zum vierten Mal dunkelt, und noch bevor der Mond aufgegangen ist, rollt sie sich unbemerkt von der Gruppe der Geiseln weg in die Büsche, und reibt dort so lange ihre Fesseln über den blanken Fels, bis sie nachgeben und sich auflösen.

Sodann schleicht sie zum Waffenhort, wo die Bande ihre Säbel, Haken, Pfeile und Rüstungsteile gesammelt aufstellt; und dort nimmt sie je ein Entermesser und den großen Schild, den einst Jarste überallhin getragen hatte. Sie erkennt ihn unter dem ganzen Waffenhaufen sofort.

Auch sie bewegt sich vorsichtig am Seeufer entlang, immer in Richtung der großen Stadt Kora, die sie über den eingeschlagenen Weg jedoch nicht erreichen kann.

Das Lager der Piraten ist strategisch vorteilhaft in einer unwaldeten Bucht angelegt worden. Ohn'hin ist der See entlang des Ufers zu weiten Teilen seicht und lässt sich nur von bestimmten Booten befahren. Eine schmale Passage ermöglicht es flach gekielten Kähnen, diesen Naturhafen anzusteuern; sich auf den letzten Metern vom Wind treiben oder mit Ruderkraft voranbringen lassen. Auf Landseite führt ein gut bewachter Pfad am Ufer entlang, gesichert von mehreren, stets besetzten Posten. Deren Aufgabe ist das Alarmschlagen, sowohl wenn sich Truppen über Land als auch Angriffsschiffe über See nähern sollten. Ein anderer Pfad, beschwerlich und verwachsen, führt in die umliegenden Berge und wird kaum genutzt.



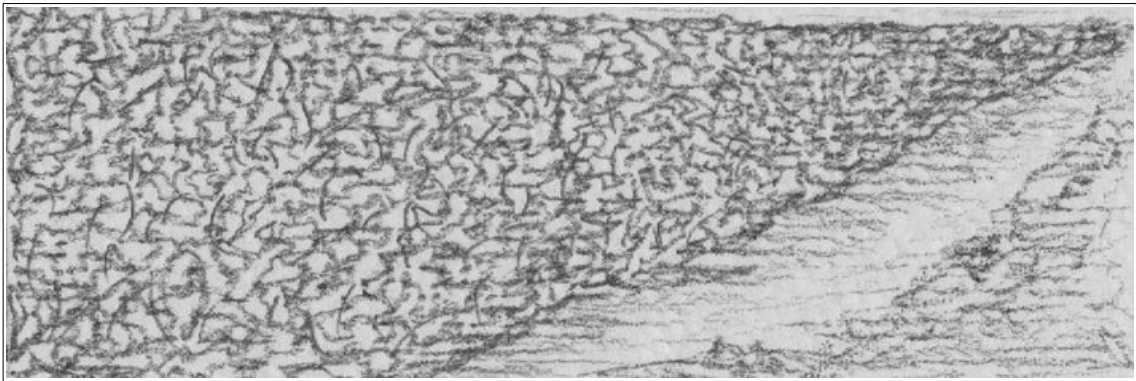
Piraten dieses Schlags halten viel von ihrer Beweglichkeit und dem unerwarteten Überfall. – Ist ein Überfall nicht immer unerwartet?, könnte man sich fragen. Mitnichten! Wer ein Piratennest hält, dem nur die offene See vor der Haustüre liegt, der meint sich mit dem Rücken sicherer Gewähr an der Wand. Der schaut stets nach vorn, wo die Wellen branden; nie hinter sich, wo höchstens ein paar Vögel über dicht bewaldetem Gebiet schweben, das ohnehin im Hochgebirge endet. Ein solcher Mensch ist arrogant, ist selbstsicher und verwegen, risikobereit und unmoralisch, was seine Sicherheit und die seiner Kameraden angeht. Mag sein, dass die aufgestellten Posten Warnung geben; genauso gut ist das Piratennest eine Falle, eine Sackgasse. Und um den ersten Gedanken aufzugreifen: Überraschend und unvorhersehbar ist der Piraten Handeln überaus, ob sie nun für einen Beutezug oder wegen der Seeluft ausfahren.

Nun, Eodora, die all das erkannt hatte, schlägt den unbekanntem Pfad in die umliegenden Berge ein, ohne zu wissen, wohin sie geführt wird. Es ist so dunkel, dass sie eher voranstolpert denn schleicht, und meint sich mit jedem Laut zu verraten. Doch niemand folgt ihr. Und als der äußere Ring des Lagers

lange Zeit nicht mehr sichtbar ist, da wird sie sicher und geht aufrecht. Mit ihrem Messer schlägt sie sich durch das Dickicht, zerkratzt und erschöpft, mit einem Schild, der an jedem Zweig hängenbleiben will. Aber sie schleppt sich den Kamm des Berges hinauf, und endlich sieht sie es vor sich:

Im vor ihr liegenden Tal wächst ausgebreitet ein unüberschaubares Geflecht, dichter als jeder Hain aus Haselsträuchern; dichter als das unwirtliche Gesträuch, durch das sie sich stundenlang gemüht hatte, um den kaum getretenen Pfad nicht zu verlieren. Eine Wolke grünen Geränkes legt sich wie ein dicker Nebel über das ganze Tal, vom Fuß des Berges bis zum sichtbaren Horizont. Dieses Grün hat sie zu durchqueren, wenn sie in die dahinterliegende Stadt eindringen will, deren höchste Türme in weiter Ferne bereits sichtbar aus den Wolken staken. Es ist der denkbar schwierigste Weg, den sie wählen kann.

Erst mit dem Licht des nächsten Morgens sieht sie, woran sie ist: Noch in der Dämmerung ist sie den Berg herabgelaufen, immer dichter der rätselhaften Gestrüppdecke entgegen. Und als sie endlich ankommt, da ist es, als stünde sie vor einer Mauer. Zwei Mann hoch reckt sich die Hecke gen Himmel, so engmaschig emporgewachsen, dass sich der ausgestreckte Arm nur mit Kraft hineindrücken lässt. Zu beiden Seiten schließt die Front wie eine gemauerte Wand, beinahe ebenmäßig und wie mit Winkel gestutzt! Einen Schritt davor – der nackte Fels!



War das wieder so ein Zauberwerk? Es musste so sein! Denn wenn sie ihren Körper hineinpresste, mit Beinen und Armen die steifen Raunen zur Seite bog, da schlossen sie sich wie von Geisterhand, sobald sie in ihrem Wirken abließ. Versuchte sie es an anderer Stelle, tat sich dasselbe. Und so geht sie eine Weile davor auf und nieder, sucht einen Durchgang, eine Möglichkeit zur Überwindung.

Um darüberzusteigen gibt die Hecke zu sehr nach. Ebenso hätte man versuchen können, auf einen Berg ungebundenen Strohs zu klettern. Man wäre unweigerlich darin versunken wie der unvorsichtige Moorgänger. Auch ist die Hecke zu dicht gewachsen, um darunter hindurchzukriechen: Manches Gewächs – dieses nicht – stellt sich oben dicht, ist in der Nähe der Wurzeln aber offen und bietet einen Durchgang.

Als sich Eodora mangels anderer Möglichkeiten für den direkten Weg entschließt, erkennt sie ihren Fehler viel zu spät. Mit gesammelter Kraft schlägt sie sich durch das Unterholz, als würde sie mit einem Ungeheuer kämpfen: Was auch immer sie freihaut, das wächst hinter ihr zu wie eine sich schließende Wunde. Alle Schritte, die sie vorwärts tut, die sind hinter ihr unsichtbar. Da dauert es nicht lang, und sie verliert die Orientierung.

Denn um in eine beliebige Richtung zu sehen, dafür ist die Hecke zu hoch. Selbst so hoch, dass sie des Nachts keine Sterne über sich sieht, und völlig allein auf jenem Flecken frierend hockt, den sie sich zuletzt freigeschlagen hatte. Auch gibt es kein Wasser, ihre Arme und Beine sind von langen Kratzern übersät, Dreck klebt auf ihrer Haut, dass sie um ihr Weiterleben fürchten muss. Hier, inmitten der verzauberten Ödnis, würde sie kein Mensch auf der Welt finden. Wie aus Asche getöpferte Wolken schweben über sie hinweg; mit ihnen zieht der Rest an Hoffnung, diese Prüfung zu bestehen.

Nicht anders ergeht es ihr am nächsten Tag, da sie noch zorniger gegen den Widerstand hackt. Eine beständige Mauer vor Augen, muss sie sich einbilden, dass sie gegen alles Unrecht der Welt zürnt; dass sie nur mit Mut und bei Sinnen durchdringen kann, wenn sie denn noch immer die Richtung nach Kora eingeschlagen hält. So reißt sie sich weiter durch das garstige Gebilde, das ein Magier aus was-weiß-sie für Gründen hier angepflanzt hat. Ob die Hecke etwas verbergen soll? Einen Schatz? Ein Untier? Ein Geheimnis befremdlicher Natur? Eodora ist dies alles gleich: Ihr einziges Verlangen besteht im Verlassen der Hecke, auf dass sie hierin nicht verderben müsse.

Dann geschieht, in der zweiten Nacht ihres Martyriums durch das Labyrinth, etwas Bemerkenswertes: Dem Tode nah, ist sie eingeschlafen, sobald es dunkelte. Diesmal richtete sie sich auf dem breiten Schild ein, in dessen Wannenform es sich ungleich bequemer liegen ließ, als auf den Stoppeln der niedergehackten Hecke. Und während sie ruht und ihr kleines Herz um Beistand pocht, da ward sie durch das nachwachsende Kraut langsam emporgehoben,

und treibt endlich auf dem Haupt der Hecke wie in einem Kahn auf dem Wasser.

Sowie sie erwacht, erschrickt sie gehörig: Mitten in der Nacht starrt sie um sich, gefangen in einem schwarzen Lichtlos – doch über sich die Sterne. Immerhin die Sterne! Die Gelegenheit nicht verstreichen lassend, schaut sie nach dem großen Bebel, dem Dreieck zum Lardan-Kreuz, dort der helle Grüne! Ein leichtes ist es plötzlich für sie, die Richtung zu bestimmen! So legt sie sich, mit der Nase zur Stadt Kora zeigend, auf den Schild und döst bis zum Morgen.

Kaum erwacht, findet sie neue Hoffnung in dem Anblick, der sich ihr bietet. Hier oben, noch immer auf der Hecke ‚aufschwimmend‘, den umgekehrten Schild als Boot unter sich, sieht sie endlich ihre Grenze: Ein klarer Tag kündigt sich an, die Sicht ist gut. Turmspitzen dort, wo sie sie zuletzt wahrgenommen hatte. Und wenn sie nur diese Richtung einhielte, könnte sie der leidigen Falle rasch entkommen!

Tapfer springt sie ins Unterholz zurück, nimmt sogleich ihre Klinge auf, die sie dort liegengelassen hatte, und schlägt sich wacker voran, bis die Arme schmerzen. Dann endlich lichtet sich die verzauberte Hecke, und ohne große Umschweife steht Eodora im Freien.

Vor Glück sinkt sie zu Boden, und als sie sich wieder umdreht, da ist nichts mehr von der Lücke zu erkennen, durch die sie sich gezwängt hatte. Ihr Messer ist erbärmlich abgenutzt, Hände und Haut von Schwielen, Kratzern und wunden Stellen überzogen. Ihre Beine zittern, ihr Magen knurrt, die Kehle trocken wie altes Ziegenleder, das zu lange gen Sonne aufgespannt war. Immerhin hat sie noch den unversehrten Schild bei sich; dieses Mahnmal des glücklichen Umstands, ohne das sie nie herausgefunden hätte. Und bedenkt man sich: Welcher andere Gegenstand hätte das vollbringen können?

Nun gilt sich zu erholen. Zügig nimmt sie Abstand zu dem Gewächs, mit dem fest formulierten Schwur, es nie wieder durchqueren zu müssen. Zunächst hält sie sich aufrecht auf den Beinen, aber bald geben sie nach und mögen den schweren Leib nicht mehr halten. Ein Bach fließt in der Nähe, in Eodoras Augen eine Lebensader, ein Geschenk der Götter.

Dorthin schleppt sie sich, stolpert auf dem letzten Schritt und fällt kopfüber ins Wasser. Durch das Nass plötzlich erfrischt, bäumt sie sich auf und bleibt am Ufer bewusstlos liegen, während das schmale Rinnsal, das sich mit gespreiztem Schritt überwinden ließ, sie zwanglos umspült.

Es kommt, dass sich bald zwei Frauen nähern, die am Bach ihre Wäsche wuschen. Sie staunen über die Unbekannte, denn nur selten verirrt sich ein Fremder in ihr Tal. Mit vereinten Kräften bringen sie Eodora in ihr Lager und pflegen sie gesund.

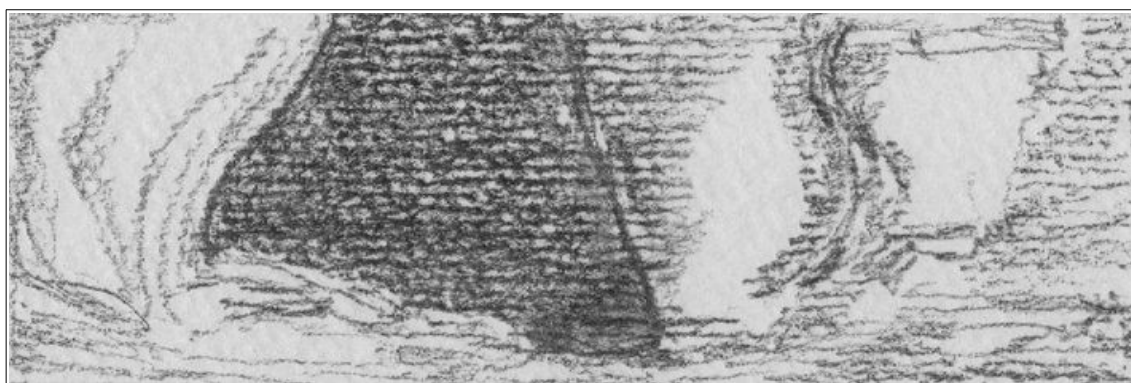
Fürwahr, es ist ein abgelegenes Tal, von der Art, dass ein Wanderer, der zwei Wege zur Auswahl hat, instinktiv stets denjenigen wählt, der nicht dorthin führt. Und den wenigen Bewohnern ist es recht, dass niemand ihrer gewahr wird – es ist ihre Lebensart.

Unterhalb eines Berges, auf dem die Stadt Kora errichtet ist, fällt Gebirgswasser in mehreren Wasserläufen bergab, höhlte und formte in den vergangenen Zeitaltern die darunterliegenden Gesteine, dass sich natürliche Überhänge formten, unter denen die Bewohner hausen. Das Tal ist nicht arm an Fruchtbarkeit; es bietet den Menschen, was sie zu verdienen bereit sind: Auf mühsam eingeschlagenen Terrassen steht das sonnenliebende Korn; in der Talsohle werden Felder mit Gräben bewässert, die vielerorts mit Stegen versehen sind. Abfallender Wind kühlt im Sommer die Niederungen; im Winter sind die schweren Wolken von der Bergfront abgehalten, das Tal in meterhohem Weiß zu ersticken. Aus den Bergen oben, da kennt man Einsiedler, die sollen in Hütten auf Stelzen leben. Und wenn man sie nach der Leiter fragte, die zum Eingang ihres Verschlags führt, dann erzählen sie, dass sie noch nie, solange sie leben, den Fuß ihrer Leiter gesehen hätten. In dem milden Tal jedoch, das fruchtbar ist und weitläufig, verwundert es, dass es noch immer als unbewohnt gilt.

Als Eodora am folgenden Tag wieder zu Kräften kommt, traut sie ihren Augen kaum: Sie liegt in der vorderen Hälfte einer hohen, weiten Höhle; ihr Eingang ist groß wie das Portal eines Stadttors, und das eindringende Licht lässt den unvorbereiteten Bewunderer verkennen, dass es eine verwinkelte Höhle, keine nackte Felswand ist. Die Geruchte bettet auf Stroh und Decken, weich und warm. Hier, wo sie liegt, erkennt sie noch weitere Strohlager, insgesamt gut ein Dutzend. Auf der gegenüberliegenden Seite ist ein Gatter eingerichtet, wohl für Schafe oder Ziegen, um sie bei Unwetter sicher unterzustellen.

Wie sie nach draußen blickt, staunt sie über eine lange Felswand, in der sich weitere Aushöhlungen befinden. Vor manchen sitzen Menschen, andere

sind nur ein dunkles Loch, in das hineingekrochen wird. Und zu anderer Seite domt ein hohes Gebirg, darauf die Türme einer ausläufigen Stadt, schön und edel vom Anblick, in ihrer Lage uneinnehmbar. Ihre schlanken Türme, bemerkt Eodora verblüfft, deuten auf eine hochentwickelte Kultur, die mithilfe der ästhetischen Baukunst ihre Wichtigkeit und Überlegenheit betont. Kora ist eine große und laute Stadt, in der alles möglich scheint.



Dagegen sieht sie gleich vor Augen, im Strohbett einer Höhle, ein glaubhaftes Gegenteil: Menschen, die sich vor dem Höhleneingang bewegen und sie anstarren, sind gekleidet in grobe Leinengewänder, alle braun und grau, manche gelb. Niemand von denen trägt Schmuck, und ihre Haare sind übereinstimmend zerzaust, dass Eodora meint, sie seien nie gewaschen worden. Nicht vorzustellen, dass die Einwohner der schönen Stadt ebenso herumlaufen! Koras Einwohner werden Händler, Adlige, Soldaten, Vagabunden, gewöhnlich gekleidete Menschen sein, jedenfalls so gewöhnlich, wie Eodora glaubt, was als ‚gewöhnlich‘ zu bezeichnen sey. Doch dieses Volk, das in und an natürlichen Höhlen lebt, scheint sich trefflich als Wilde beschreiben zu lassen.

Dann endlich kommt eine der Wilden in Eodoras Nähe, die zurückweicht, so gut es ihre Kräfte erlauben. Die Frau setzt sich neben sie, bald darauf hockt eine weitere an ihrer Seite. Sie betrachten sie ganz freundlich, ohne sie anzu-rühren, und bleiben lächelnd sitzen. Eodora kann ihr entsetztes Gesicht dagegen nur langsam entkrampfen. Ihr wurden Gesicht und Arme gewaschen, noch während sie schlief; die Kleidung, die den Fremden ganz und gar unvertraut gewesen sein muss, wurde ihr gerichtet und gereinigt, so gut es ging.

Die beiden Frauen sind etwas älter als sie, und Eodora fällt weiter auf, dass es keine oder nur wenige Männer im Lager zu geben scheint. Kinder spielen am Bach, bauen Wälle aus Steinen und Unschuld; sie fangen einander um

die Büsche und lachen unbekümmert der Fremden, die so mildtätig aufgenommen worden ist. Eodora verliert angesichts der freundlichen Augen jedwede Befürchtung, dass man ihr Leid zufügen will. Und als man endlich mit ihr in vertrauter Sprache spricht, verliert sie jeden Unmut.

Tatsächlich klingen die Worte der Frauen nicht anders als die der Händler am Fährhafen und aller sonstigen unterwegs angetroffenen Leute. Einen unwesentlichen Dialekt möchte man sich einbilden. Gleichwohl scheinen diese Leute sich nicht in Sprache und Denken zu unterscheiden, sondern in Kleidung, Wohnort und Lebensweise.

Es ist eine merkwürdige Begegnung, und hätte Eodora sie in diesem Leben nicht gemacht, so hätte sie es später bereut: Ihr unangemessenes Vorurteil beschämt sie und schlägt ihr wie die Faust ins Gesicht. Sie schämt sich bar ihrer falschen Einschätzung über die Absichten der Einwohner; sie schämt sich bar ihrer Überheblichkeit, und aller Ängste, die sie seit dem Austritt aus der Hecke bekrochen haben. Stattdessen sollten die vorangegangenen Abenteuer ihr hinreichend Schrecken gewesen sein, um alles andere daran zu messen! Jetzt wird sie konfrontiert mit Feingefühl und freundlichen Blicken, mit Selbstlosigkeit und ihrer Armut. Denn was kann sie ihnen für ihre Hilfe schon geben, wo sie doch nichts besitzt?

Eodora schielt auf den großen Schild, den einige Kinder vor der Höhle im Freien entdeckt haben und ihn interessiert bestaunen. Sie heben ihn zu Dritt an, müssen ihn aber aufgrund des Gewichts wieder fallen lassen. Ob sie dieses Eigentum einbehalten würden? Eine der Frauen bemerkt das Treiben, verscheucht die Kinder und schleppt den Schild zu Eodoras Lager, neben das sie die Waffe behutsam ablegt. So als würde sie ein Geschenk auf einem Götteraltar ablegen.

In der Tat erscheint Eodora das Handeln der Frauen geradezu unterwürfig. Was hatte sie nun wieder angestellt?

„Fürchtet ihr mich?“, will Eodora wissen: „Ihr kennt mich doch gar nicht!“

„Ihr wurdet aus der Hecke geboren! Ihr müsst besonders sein! Wer aus der Hecke kommt und lebt; wer einen kampferprobten Schild bei sich trägt, der muss mächtig sein! Der könnte uns jederzeit bezwingen!“

Aus Gewohnheit hören sich die Worte ihrer Retter ironisch, schlimmstenfalls sarkastisch an. Aber das waren sie nicht. Sie sprachen ernst. Sowie Eodora das erkennt, empfiehlt sie sich:

„Durchquert habe ich die Hecke! Und ich tue euren Leuten gewiss kein Leid an! Wenn ihr mir meinen Schild gebt, ziehe ich weiter!“

Gerade will sie sich aufrichten, da fährt ihr die Ermattung durch die Glieder, als habe sich ein Ochse auf sie gesetzt.

„Nehmt das Geschwätz meiner Schwestertochter nicht genau, Fremde“, beruhigt sie die Ältere von beiden: „Manche von uns sehen bis zu ihrem Tod kein lebendiges Wesen aus der Hecke kommen. Wir leben schon immer in Symbiose mit ihr: Wir lassen sie in Ruhe, und sie wächst keine Armlänge weiter in unser Tal herein.“

„Gleichwohl lehren wir unsere Kinder bei Prügelstrafe, der Hecke fernzubleiben!“, weiß die Schwestertochter hinzuzufügen. Dabei haben wir unser eigenes magisches Mysterium, denkt Eodora: Denn ist es nicht so, dass sie als Kinder gewarnt wurden, sich in den Wald zu begeben? Jenem Wald, in dem Sonti verschwunden ist? Bevor es so kam, verschwanden eine Menge Leute vor ihm in diesem Wald. Davor zu warnen, war schon richtig. Und so hegt Eodora keinen Zweifel an der Gefährlichkeit dieser Hecke. Und doch hatte sie es lebend herausgeschafft. Ein glücklicher Zufall. Oder eine Fügung des Schicksals? Wie jedem Menschen, der geradeso dem Tod entkommen ist, sieht sich Eodora bemerkenswert gleichgültig, wer oder was zu ihrem Überleben führte.

Freilich will man wissen, woher sie gekommen ist; was hinter und gar in der Hecke vor sich ginge; was die Fremde bewegte, diesen wahnsinnigen Weg zu versuchen. Ob sie von der anderen Seite nicht gewarnt worden sey und so fort.

„Wer dem Bösen davonläuft, erkennt das vor sich weilende Böse selten“, antwortet Eodora mittlerweile zu fünf Personen, die sich zusammengefunden haben und Teil der Schilderung sein wollen. Ein Junge bringt ihr auf Anweisung einen Spieß mit Gemüsescheiben, die vor kurzem noch über dem Feuer gegrillt worden sind.

Und während sie sich stärkt, berichtet sie in ausschweifenden Sätzen von ihrem Heimatdorf, und dass sie eigentlich nur die Weggefährtin einer anderen sey; jener Kriegerin, der der große Schild wirklich gehöre. Sie bestritten ein Abenteuer, um jemanden zu retten. Bewusst verzichtet Eodora den Fremden gegenüber auf Namen und Einzelheiten. Und als sie dann dazu kommt, dass sie getrennt worden seien; ihre Freundin den Auftrag erhalten habe, die Phiole herbeizuschaffen, da macht ein älterer Mann plötzlich auf sich aufmerksam und gebietet mit einem Fingerzeig und einem erstaunten Gesicht Einspruch:

„Die Phiole, sagt Ihr? Wir alle kennen die Legende von Durnital, der schönen Prinzessin, die als Strafe für Sündigkeit und Falschheit den Tod erleiden sollte. Und ihre Mutter, zu ihr stehend, fing auf ihre Tränen in einem Fläschchen.“

„Wie lange mag das her sein?“, fragt ein Kind, das die Geschichte noch nicht so genau kennt.

„Das ist nicht wesentlich“, erklärt der Mann mit philosophischer Deutung: „Die Tränen sind ohnehin getrocknet, die Phiole ist leer.“

„Wie könnt Ihr da sicher sein, mein Herr? Heißt es nicht, die Tränen besäßen magische Kräfte? Habt Ihr die Phiole je zu Gesicht bekommen, ehe Ihr Euch ein Urteil erlaubt?“

„Die Vernunft sagt es mir, mein Kind, die Vernunft allein! Oder meint Ihr nicht, dass eine machtvolle Legende ihre Macht verlöre, wenn bekannt würde, dass alle kostbaren Tränen unlängst vergangen sind?“

„Dann war ihr Weg vergeblich, fürchte ich.“ – In murmelnder Trauer schaut Eodora nieder und verliert die Hoffnung. Was aber ist dann mit ihr geschehen? Wie kann sie ihre Gefährtin finden?

Eodora ruht eine weitere Nacht, dann fühlt sie sich erstarrt und geht herum. Im anbrechenden Tag sieht sie fortan nur ein weiteres leeres Dasein, das sie mit Heiterkeit zu füllen nicht fähig ist. Zurückkehren in ihr Dorf könnte sie gewiss, denn den Weg kennt sie. Nun gut, sie müsse den See abermals überqueren, aber das ist ein anderes Abenteuer. Bedeutsamer scheinen ihr die Fragen: Kann sie Jarste und ihr unbekanntes Schicksal zurücklassen? Und wenn sie ihr Heimatdorf erreicht: Was berichtet sie dort? Und dem armen Stiefelchen wäre in keinem Fall geholfen, wenn sie jetzt aufgibt!

Bedrückt und doch fasziniert schaut Eodora auf das Leben im Lager: Ob sie bewusst alle so leben wollten? Oder ist ihre Vorstellung von Armut nur eine andere als von diesen einfachen Leuten?

Eine Frau flechtet konzentriert einen weiten Korb für Feldfrüchte, und es scheint sie nicht zu quälen. Eodora mochte das Rutenbiegen nie so recht. Doch hier ist es Teil der Gemeinschaft, und so wichtig wie das Wasserholen. In diesem Tal kauft man nicht die Dinge, derer man bedurfte, sondern man überlegt sich Wege, sie selbst herzustellen.

Bemerkenswert ist das Fehlen jeglichen Rades: Wohin sie sieht – es gibt keine Karren mit Holzrädern; keinen Brunnen mit Winde; kein Spinnrad, nichts, womit sich Güter rollen ließen, oder wofür sonst Räder gut sind. Als

wäre die Kunde vom Rad nie in dieses Tal vorgedrungen! Das würde erklären, warum die Kinder so sehr über den Schild verblüfften. Und hätte man erkannt, dass mit durchgestoßener Achse ein Vorteil abzuringen sey – der Schild hätte fortan als Wagenrad dienen müssen!

Dann ist es wieder so, dass die Menschen trotz allem runde Knöpfe konnten. Runde Knöpfe, geschnitzt aus kleinen Holzscheiben. Ja, sie verzierten jedes Kleidungsstück und hielten Taschen, Gurte und Wämse zusammen. Und doch kam niemand auf die Idee, dass sich das Rad auch anders nutzen ließe?

Wenn diesen Leuten das Naheliegende unsichtbar ist – vielleicht kann auch Eodora nicht erkennen, was anderen offensichtlich ist!

Eine der Frauen, die Eodora mittlerweile als Inkalim kennengelernt hatte, tritt neben sie und schaut mit ihr in die Weite:

„Einen jeden Tag habt ihr die Türme der Stadt vor Augen, dort hinten in den Bergen. Und doch bleibt ihr unter euch, verweigert jeden Fortschritt.“

„Was ist Euch Fortschritt?“, will Inkalim von ihr erfahren: „Schon die Kinder lernen bei uns, dass jede Pflanze ihr Gut und Böse hat. Was Euch unverständlich ist, das ist uns Tagewerk, und wir sind zufrieden. Es ist in Ordnung, wenn Ihr dafür kein Fürsprechen habt.“

„Es ist nur, dass ich nicht weiterweiß.“

„Ich kann Euch nicht sagen“, spricht Inkalim fort, „ob Euch die Tränen der Phiole wirklich geholfen hätten. Aber einer Sache bin ich mir sicher: Wichtig ist nicht, von wem die Tränen kommen, sondern aus welchem Grund sie geweint wurden.“

„Das klingt schön und ich will es glauben. Doch so werde ich Stiefelchen nicht retten können.“

„Stiefelchen? Diesen Namen kenne ich!“

Eodora wendet sich ihr erschrocken zu:

„Woher ...?“

„Eine Gefangene sitzt in Meduris' Wacht. Sie wimmert in den Nächten diesen Namen. Dieses ‚Stiefelchen‘, was immer das sey.“

Eodora glaubt nicht, was sie hört: Das würde bedeuten, dass Jarste noch lebt; dass sie gefangengehalten wird, aber noch lebt! Sogleich will sie alles über diesen Ort wissen. Und Inkalim berichtet ihr.

Meduris' Wacht

Einst lebte ein großer Herrscher namens Meduris, der wollte eine gewaltige Veste errichten lassen als Ausdruck seines Einflusses und als Mahnmal für alle Feinde, die ihn zu bedrängen versuchten. Viele Monate reiste er in Begleitung seines Gefolges im Reich herum, auf der Suche nach einem geeigneten Ort: Erhöht sollte sie liegen, möglichst beschwerlich zu erreichen; ein Fluss in der Nähe sprudeln. Die Veste sollte außerdem inmitten, nicht am Rande seines Reiches gebaut sein. Und endlich berichteten die Späher von so einem Platz.

In der Nähe desjenigen Ortes, an dem später die Stadt Kora entstand, war am Rande eines Berges eine Felsenplattform ausgebildet, die aus der umliegenden Landschaft wie eine Spitze herausragte. Meduris war beim ersten Anblick entzückt gewesen und soll ohne Verzögerung den Bau einer prächtigen Straße veranlasst haben, die von seiner bisherigen Residenz am Nordrand des Weeter Moores hierher führte.

Eine einzige steinerne Brücke, die unter unsäglichen Mühen fertiggestellt wurde, und unter der sich in einer tiefen Schlucht die Skelette der unachtsamen Arbeiter sammelten, verband den isolierten Felsenturm mit dem Rest des Gebirges und dem Ende der Prachtstraße.

Kurze Zeit, nachdem die Mauern der kleinen Veste hochgezogen waren und ihre Lager bevorratet worden sind, stürzte die Brücke in sich zusammen und verschwand in den Tiefen der Schlucht. Man munkelt, die auf des Herrschers Geheiß veranlasste Verstärkung der Wachmannschaften war der Brücke Tragelast zu viel. Und so war es beinahe ironisch, dass der verblüffte Meduris aus zufälliger Gegebenheit auf der falschen Seite, auf Seite der Veste, stand. Er war der erste Gefangene seiner Wacht. Mehrere Tage soll er auf der kleinen kargen Bergspitze alleine gewesen sein; sein Wunsch nach Unzugänglichkeit gereichte seiner Rettung nun zum Nachteil. Letztlich schoss man ihm mit einem Katapult mehrere Seile zu, die er eigenhändig vertäuen musste; über diese soll er sich zu seinen Untergebenen gehangelt haben, was wohl ulkig ausgesehen haben muss in den Augen des kleinen Volkes. – Eine weitere Legende, die durch Hörensagen aufgebläht wurde und von der kein Wort stimmen muss. Zuletzt soll sich Meduris auf sein Pferd geschwungen und die fehlgeschlagene Burg hinter sich gelassen haben.

Eodora hört die Worte aufmerksam und denkt nach: Jarste soll jetzt Gefangene auf dieser Burgruine sein? Kein anderes Anliegen klingt ihr ehrbarer, als sie so schnell wie möglich zu erreichen. Aber es wäre sicher kein Gefängnis, wenn es einfach zu erreichen ist.

„Eine halbe Tagesreise, hinauf ins Gebirge“, antwortet Inkalim auf Eodoras Frage, über welche Wege dorthin zu kommen sey. Und sie bittet weiterhin, sie zu begleiten.

Es kann nicht bestritten werden, dass es Eodora so vorkommt, als bitte sie sich selbst, sie zu begleiten. War sie nicht dereinst mit demselben Anliegen an Jarste herangetreten? War sie dieser Fremden damals nicht auch in ein Abenteuer gefolgt, das sie Kopf und Kragen kosten konnte? Eodora beschwor, ihr möge eine grobe Richtung, eine Karte, ein Wink genügen, dass Inkalim sich nicht unnötig in Gefahr bringen sollte. Aber Inkalim argumentiert überzeugend: Niemand würde zufällig auf Meduris' Wacht stoßen! Ihre Führung sei unverzichtbar. Und Inkalim tat es gern, in dem Wissen zu helfen. Beschämt schaut Eodora zu Boden. Denn ihre damalige Entscheidung, Jarste zu helfen, war nicht annähernd so selbstlos.

Am Abend vor ihrem Aufbruch findet ein Fest statt, zu dem die Einwohner aller umliegenden Höhlen zusammenfinden. Die Felswände leuchten an vielerlei Punkten – durch Feuer, die vor den Höhleneingängen flackern. Und wie sie bei den anderen sitzt und bewirtet wird, da ist es ihr, dass sie unter anderen Umständen gerne länger geblieben wäre – um ihre Weltanschauung zu schulen und von fremden Kulturen zu lernen:

Viel zu schwer löst sich Eodora von vertrauten Maßstäben, die sie ungewollt immer wieder auf die freundlichen Leute anwendete: Sie leben in offenen Höhlen, in denen es im Winter gewiss zugig zugehen muss. Sieht man es anders, so sind die Höhlen schattig und kühl im Sommer, und ihre großen Öffnungen lassen den Rauch der Feuer abziehen. Wie oft hatte sie daheim, im Langhaus ihrer Familie, für guten Zug sorgen müssen! Und wenn der Kamin verstopft war, mühte man sich tagelang, bis die Luft wieder atembar wurde. Und man denke nur an die Sicherheit einer Höhle inmitten eines kräftigen Sturms! Kein Haus kann sich damit messen!

Und der Markt? Die große Erwartung jeden Monat, auf den sich alle Menschen in Eodoras Dorf freuten: um seltene Waren zu sehen, interessante Menschen zu treffen? Sieht man es anders, so lebt im Höhlental eine Gemeinschaft, deren familiäre Bande nicht fester gezurrt sein kann. Hier gibt es gewiss nie-

manden, der den finanziellen oder persönlichen Vorteil sucht, oder den anderen zu betrügen trachtet.

Wo den Alten sonst das Heil durch Tränke und Tinkturen versprochen wird, reicht den Greisen im Tal eine warme Decke, etwas Ruhe und ein sinnvolles Zutun im gemeinschaftlichen Tagewerk, um gesund zu bleiben, oder wenigstens, um nicht schneller zu altern als durch die Natur vorgegeben.

Ohn'hin haben die Menschen im verborgenen Tal eine bemerkenswerte Einstellung zu Besitz, wie Eodora erfährt. Sie sagen: Man könne nichts besitzen, das man nicht mit eigener Kraft weiter als einhundert Schritte tragen kann. Diese Regel schließt den Besitz jedweden Landes aus! Und anders gesehen bedeutet es: Säuglinge und Kleinkinder, die auf dem elterlichen Arm getragen werden können, sind ‚Besitz‘, während sie als Jugendliche, wenn sie für das Getragenwerden zu schwer werden, nun Menschen mit eigenen Rechten werden. Inkalim sagt auch: „Mache zum Geschenk, was verbraucht werden kann. Was dir aber dauerhaft sein soll, das erschaffe mit eigenen Händen.“ – Noch heute denkt Eodora über diese Worte nach. Es gab ungemein viel zu lernen von diesem Volk, so rückständig wie kein Zweites. Einem Volk, so weise wie kein Zweites.

Und käme jemand wie Eodora besserwissend daher, der ihnen vom Vorzug des Rades erzählte – sie würden ihn zurecht fragen: Warum, wenn es sonst ohne ging? Anders gesehen: Wer nicht rollt, sondern trägt, dessen Rücken bleibt stark, der verliert die Scheu vor Plackerei, der schläft auch gewiss gut.

Einig sind die Einwohner außerdem in ihrer Kleidung: schlicht und schmucklos, wärmend und funktional, leicht zu flicken. Eodora erinnert sich dagegen an ihre Heimat, wo die Frauen wie Männer zuweilen in bunter Kleidung auftraten, um zu gefallen und Einfluss auszuweisen. Kleidung, die ansehnlich und unterhaltsam war, aber auch voller feiner Nähte, die kaum hastigen Bewegungen standhielten, und schon gar nicht dem jährlich wechselndem Modegeschmack der eingebildeten Leute.

Nicht einmal des Zählens sind diese Menschen fähig, denn es gibt kein Wort für eine Menge größer Zwei! Wenn sie ihre Schafe meinen, dann zählen sie ‚ein Schaf‘, ‚zwei Schafe‘, ‚viele Schafe‘. Und fehlen ein paar Tiere in der Herde – wen kümmert es?

Die Teilung und Gleichgültigkeit gegenüber Besitz ist auch beim Speisen allgegenwärtig: Essen wird nicht untereinander aufgeteilt, dass es Neid geben kann. Stattdessen essen die Familien aus großen Pfannen oder Töpfen, um die

herum sie sitzen und einander den Löffel weitergeben, dass ein jeder seinen Happen bekommt.

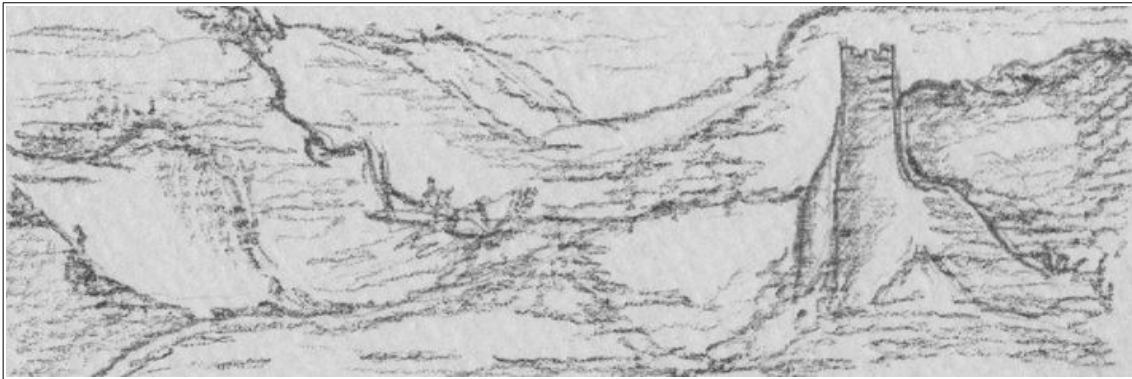
Zuletzt besinnt sich Eodora über die freie Lebensweise an sich, in der es kaum Ziele oder Pflichten zu geben scheint. Stattdessen würde man viel Zeit und einen freien Geist für Ideen haben. Und zeichnet das nicht das Menschsein aus, im Gegensatz zum ‚Tiersein‘? Was schadet es? Genauso wenig argwöhnisch möchte man den Bewohnern vorwerfen, dass sie die hellsten Sterne mit anderen Linien zu anderen Figuren verbinden, ihnen andere Namen geben. Jedem Volk sein Recht! Es ist das eine wahr wie das andere.

Nur ein einziger Abend, allein schweigsame Beobachtungen öffnen Eodoras innere Augen für das Unbekannte; dass es Kulturen und Länder gibt, die sich nur oberflächlich ähneln; die bei genauerer Betrachtung jedoch betonen, wie wenig die jedem Menschen zugrundeliegenden Fähigkeiten ausgeschöpft werden; dass man sich in jedem Lebensalter für wissend und dem Jüngeren überlegenem wähnt; doch im Grunde nur eine winzige Spinne ist, die tapfer durch die Grashalme drängt – im Garten eines Riesen, der eine unvorstellbar große Welt seine Heimat nennt.

Mit dem ersten Morgenlicht machen sich Eodora und Inkalim auf den Weg, im Gepäck der Schild, dazu eine Tasche mit Vorräten und was man sonst brauchen konnte, um dem Unerwarteten zu begegnen. Gegen Abend erklettern sie einen Vorsprung, von dem aus endlich die Ruine erkennbar wird.

Ein trauriger Anblick bietet sich ihnen. Umspült von einem Meer aus Nebel ragt der Felsendom in die Höhe, darauf die Trümmer einer einst stolzen Burg. Aus ihrem Blickwinkel zählt man drei schlanke Türme, keiner von ihnen mit einem vollständigen Dach. In langen Winterstürmen waren die verbindenden Mauerwände eingefallen, verteilten ihre Steine auf dem Burghof und in der Schlucht. Eine Seite der Veste ist gar so weit aufgerissen, dass sich der Burghof entblößt. Über allem liegt die Patina von Jahrhunderten: Moos und Moder, Fraß und Fäulnis, der Kadaver eines bedeutenden Bauwerks, um das sich seit Ewigkeiten niemand mehr schert.

Während sie sich Meduris' Wacht auf einem schmalen Pfad weiter nähern, schildert Inkalim, dass sie und Dorfbewohner sich gelegentlich auf der Suche nach Weidegründen, Wildtieren und nützlichen Pflanzen in diesen Winkel verirren. Und vor kurzem ging eine Nachbarin ganz in der Nähe der alten, unbewohnt geglaubten Wacht, bis sie Wimmern und Worte im Wind dahingetragen vernahm.



„Stiefelchen“, murmelt Eodora, ohne die Wacht aus den Augen zu lassen, immer in Erwartung, ein Lichtpunkt könnte auf ein von Jarste entfachtes Feuer hindeuten.

Mittlerweile ist es zum Weitergehen zu dunkel. Der schmale Pfad, der selbst bei Tageslicht nur mit äußerster Vorsicht begehbar ist, wird in der Nacht erst recht zum Spiel mit dem Leben. Aus Fels und Steinen allein der harte Boden, dessen Bewuchs so spärlich ist wie das Barthaar eines Jünglings und so kräuselig wie der eines Alten. Also rasten sie in einer Nische, entfachen ein winziges Bodenfeuer, das die scharfen Bergwinde nicht ausblasen können.

Und während Eodora, eingewickelt in zwei dicken Decken, friert, da fragt sie sich, wie es erst Jarste auf der nackten Burgruine erleiden muss: Hatte man ihr ebenfalls eine Decke gegeben? Oder überhaupt etwas zu essen? Ihr scheint – wer auch immer sie als Gefangene auf dieser Felseninsel abzusetzen bereit war – der sorgte nimmermehr für ihr Wohl, wenn er überhaupt zurückkehrte, um nach ihr zu sehen. Jeder Tag, jede Stunde mochte entscheiden darüber, ob Jarste bei ihrer Ankunft noch atmet.

Sobald sich die beiden Frauen am folgenden Morgen der steil in die Luft ragenden Felsennadel nähern, ruft Eodora unablässig Jarstes Namen, dass ein wohles Echo durch das Tal geht. Sie kommen von der Felswand, die die bewundernswerte Lage des Gefängnisses noch verdeutlicht: Wunderschön und ge-

spenstisch ist Meduris' Wacht anzusehen, in Dunkelheit und Tristesse gekleidet. Erst jetzt erkennt man, wie klein die Grundfläche der Veste wirklich ist: Eodora schätzt sie auf ein Oval von nur zweihundert Schritten in langer Achse. Und zurecht zweifelt sie daran, dass Meduris, der große Herrscher, auf diesem Flecken seine Hauptstadt errichten wollte.

Zu allen Seiten, und das ist für die Wacht charakteristisch, geht es steil in die Tiefe. Es besteht keine natürliche Verbindung zum festen Gebirg, dem Rest der Welt. In der Tat eine Insel, auf die man nicht angeschwemmt, von ihr nicht fliehen kann – außer man springt freiwillig. Gleichwohl ist der Fels an einer Seite fortgeschritten zusammengestürzt, sodass einer der Abgründe weitgehend aufgefüllt worden war. Hierhin bemühen sich Eodora und Inkalim in unsäglich-er Kletterei, rufen unablässig nach Jarste und werfen endlich ein Seil mit Ent-erhaken aufwärts. Daran steigen sie in die Höhe und betreten als erste freie Menschen, nicht Gefangene, die Wacht seit langem.

Stille. Der Wind allein orchestriert die Kulisse, die man sich so hart er-kämpft hatte. Sogleich nimmt Eodora Fahrt auf, rennt und späht in je-den Winkel, hinter Trümmer, aller verborgenen, infragekommenden Verstecke. Und endlich findet sie sie.

Jarste, oder vielmehr ihr auslebender Körper, kauert unter den Resten ei-ner der Ecktürme, der vor langer Zeit eingeknickt war. Er bildet heute einen Überhang, der bedingt vor Wind und Wetter schützt. Dorthin hat sich Jarste verkrochen, wimmernd und dem Tode nah. In der Tat, es ist wie befürchtet: Mit beinahe nichts auf dem Leib hat man sie zum Verhungern zurückgelassen.

Sogleich wirft Eodora ihren Mantel, ihre Taschen ab und legt den großen Schild über sie. Das mag bemerkenswert sein, denn wie im Reflex stößt Jarstes harter Arm in die Trageriemen, als schlüpfe sie in einen Handschuh. Sie tut dies, noch bevor sie der Gegenwart von Menschen gewahr wird; noch bevor sie Eodora mit gemartertem Antlitz wiedererkennt.

Eodora, den Tränen nah, wickelt sie in eine warme Decke und gibt ihr ge-raume Zeit zu trinken und zu essen, bis sie ihre Sprache wiederfindet. Derweil

gibt sie ihren zurückgewonnenen Schild niemals her, als wollte sie ausdrücken: ‚Werde ich abermals davon getrennt, ist das mein Ende.‘

In ihren Augen sieht Eodora, dass sie sogleich erkannt worden ist; dass sie unendlich froh über ihre Rettung sey; und dass sie um Verständnis bittet, es nicht sofort zeigen zu können. Eodora hört all diese unausgesprochenen Worte und Inkalim sieht es mit an:

„Nun ist zusammengeführt, das zusammengehört“, bemerkt sie in ihrer eigenartigen Ausdrucksweise: „... das aneinander denkt und voneinander träumt.“

Auch Eodora findet keine Worte, um ihre Seligkeit zuzugeben: Endlich wäre ihr Leiden beendet; nur mit Zufall – nämlich der seltenen Begegnung mit einem Angehörigen des Höhlenvolkes – konnte sie hierher finden; und es bestand eine Chance, dass sie Stiefelchen noch würden retten können – wenn Jarste denn die Phiole mit Durnitals Tränen erhalten hatte. Aber davon wollte sie jetzt nicht sprechen.

Stattdessen richten sie ihr Lager ein, hängen Decken zu einer Hütte auf und wärmen sich gegenseitig um einem Feuer bei Ziegenfleisch und Wasser, bei gebratenen Pilzen und Dörrfisch. Um die Ruine herum tobt mittlerweile wieder ein Sturm und es poltert angsteinflößend. Jarste und Eodora bleiben währenddessen ganz beruhigt: Was sollte sie jetzt noch schrecken?

Jarste erholt sich bald so gut, dass sie von dem Abenteuer aus ihrer Sicht zu berichten weiß:

Dort, wo sie die Piratenschergen zurückgelassen hatten, folgte sie einem ernüchternden Strom an Menschen, deren vorlautes Gesprächsthema der Überfall und Untergang der Fähre war. Ohne sich dazu zu äußern, folgte sie den Menschen nach Kora, hinauf zu einem zwischen den Bergen liegendem Plateau, wo sie wenigstens ein Dutzend steinerne Brücken queren musste, die von Gipfel zu Gipfel führten.

Und dort war sie: Die große Stadt Kora, eine unermesslich beeindruckende Stadt. Deren Einwohner, so zahlreich wie alle begegneten Menschen ihres Lebens zusammen, kamen aus unterschiedlichsten Kulturen, trieben Handwerk und Handel, boten feil, kauften ein, drängten und riefen, tosten und lärmten wie es in einem Ameisenhaufen nicht toller zugehen konnte. Da erstaunt, dass sie den Palast des Königs vergleichsweise leicht fand. In ihrem Ersuchen, den König um Durnitals Phiole zu bitten, wurde sie von den verblüfften Palastwachen im Thronsaal vorgeführt.

Der ungewöhnlichen Bitte einer kleinen Frau aufhorchend, kam König Detreus tatsächlich aus seinen Gemächern, stellte sich vor sie und forderte sie zum Reden auf. Bei sich hatte er einen hölzernen Kreisel, den stieß er auf einem Tischchen an und sprach: „Sprecht, Ihr: Endet der Kreisel, endet Euer Leben!“

„Da sprach ich wahr, so wahr ich konnte, und ließ alles Täuschen und jeden Versuch desselben sein“, bekennt Jarste gegenüber Eodora und Inkalim, um ihre Angst in Worte zu fassen. Sie betont, wie jeder Traum vom Diebstahl aus der Schatzkammer zerplatzte.

„Da stand ich nun und konnte zweierlei behaupten: Dass ich um die Phiole bat, für der Räuberbande schmutzige Hände, zum Auslösen einer Geisel, für die sich der König nicht einmal die Zeit zum Aussprechen ihres Namens nehmen würde? Oder dass ich um die Phiole bitten sollte, aus dem ehrenwerten Anliegen, einem Gerücht zufolge damit eine unbekannte Kreatur zu bezwingen, die meinen Bruder vermutlich gefangen hielt.“

„Und was fragtet Ihr?“, will Eodora wissen, und will weiter wissen, ob sie, Eodora, als Grund ihrem Bruder vorgezogen wurde.

„Ich wählte Letzteres, gute Weggefährtin, und ich schäme mich dafür. Doch ist nicht beides wahr?“

„Und habt Ihr die Phiole?“, fragt Inkalim neugierig.

„Wäre ich sonst hier? Verbannt in dieses kalte Gefängnis?“

Im selben Moment senkt sich Eodoras Haupt, die Enttäuschung und den Verlust an Hoffnung kümmernd und still auszudrücken, ohne Jarstes Leiden herabzuwürdigen. Wenn sie die Phiole nicht hatte – war dann nicht alles aus?

„König Detreus, hartherzig geboren, lachte zunächst, dann zeigte er sich beeindruckt von mir, die von so weit her gereist war, dass man selbst ihre Sprache kaum verstand. Aber er zürnte auch bar meiner frechen Forderung und wollte meine Gründe nicht länger anhören. Zu viele Pilger und vorgebliche Heilige seien in den Jahren gekommen, die kostbare Reliquie zu verbrauchen. Und bäte ich nur um einen einzigen Tropfen – es sey seiner Großzügigkeit schon zu viel und alle Tränen dahin.“

Dann kam der Vogt zu Wort, erzählt Jarste weiter, der sie über die Strafe für ihr Begehren unterrichtete: Verbannung auf die Wacht, um dort zu verhungern. So glaubte sie ihr Schicksal besiegelt.

Die noch immer erschöpfte Jarste weint eine Weile – aus Angst, aus Glück bar der unerwarteten Rettung. Innerlich ist sie nie zuvor dergestalt zurechtgestoßen worden, dass sie wegen einer Kleinlichkeit mit dem Leben bezahlen sollte. Gewiss, in Detreus' Augen war ihre Anbitte keine Kleinigkeit. Doch sein Handeln entsprach nicht dem eines großen Königs. Welchen Wert konnten dann die Tränen seiner verehrten Tochter haben?

„Zu allem Überfluss“, wimmert sie schließlich, „träumte ich in der vergangenen Nacht ein weiteres Mal von Stiefelchen.“

„Stiefelchen?“, fragt Inkalim abermals. Man erklärt ihr das Wortspiel, und endlich versteht sie, worum es wirklich geht; wovon ihr Abenteuer ursprünglich handelte, und welche Motive sie auf den weiten Weg ins Nirgendwo trieben.

Jarste schildert, dass ihr Bruder ihr wieder eine Anweisung gegeben habe, nämlich, dass sie einen ‚zweiten Tropfen in den Mund nehmen solle, um unter Wasser zu atmen‘. Niemand weiß diese rätselhaften Worte zu deuten. Diesmal hörte sie nicht nur seine Stimme, sondern fühlte, dass er bei ihr sey. Aber das war angesichts der körperlichen Auszehrung nur eingebildet. Jedenfalls erwachten in ihr zahlreiche Erinnerungen an eine glückliche Kindheit, und dort endete auch das Glück. Seitdem wurden Krieg und Krankheit zu täglichen Gesprächsthemen, und das Haben und Sein drehten sich ausschließlich um die Bewältigung der Not. Hätte sie in diesen Jahren beiläufig gefragt, ob der Gartenzaun besser mit roten oder blauen Blumengirlanden zu schmücken sey – man hätte sie für verrückt erklärt! Und so schnürt sich ihr Erinnern an diese furchtbaren Jahre zu einem Paket, das sie am liebsten in den Fluss werfen und davontreiben sehen will.

Schließlich musste sie mit Stiefelchen fortgehen; diese entbehrungsreiche Zeit wird sie nie vergessen können. Der Verlust an Geborgenheit, an bekannten Gesichtern, an ein elterliches Heim kam so plötzlich, dass der Schock noch Jahre nachwirkte. Erst ihr gemeinsamer Weg durch die Welt öffnete ihre Augen für das Neue; der veränderte Blickwinkel ließ sie wieder atmen, nicht nur hecheln.

Und dann, bis vor Kurzem, saß sie so verlassen wie nie zuvor in dieser Ruine fest; schaute freilich nach einer Möglichkeit zur Flucht, doch der einzige Weg hieß Freitod in die Tiefe. So maß sie die Schritte durch die Ruine, zählte die Trümmer und die Knochen der hier verhungerten Pilger. Und sie fürchtete sich unermesslich, dass sie alleine, nicht im Beisein ihres Bruders, verblassen sollte.

Tatsächlich sorgte sie sich nie um ihr plötzliches Ableben, solange Stiefelchen an ihrer Seite ging. Kämpfe wurden zusammen bestanden, Wunden waren zusammen geleckt. Und wenn sie doch im Gefecht tödlich verletzt worden wäre – Stiefelchen sollte sie halten und beweinen, dass sie zufrieden ihre Augen würde schließen können.

Nun nahm Eodora diesen Platz ein, auch wenn Jarste noch nicht sterben sollte. Aber sie war es, die Jarste festhielt und pflegte; die ihr mit der bloßen körperlichen Umklammerung ein zweites Herz schlagen ließ und für sie atmete. Das bedeutete der Geschwächten ungemein, gleichwohl sie Stiefelchen nie vergessen konnte.

„Es scheint, als verkündet Stiefelchen durch irgendeine Magie Anweisungen, wie er zu retten sey!“, bemerkt Inkalim.

„Wir wissen das bereits“, erklärt Eodora, „Wir wissen nur nicht, ob wir den Worten eines Traumgeistes trauen sollen.“

„Den erträumten Worten sollte man zweifelsohne Glauben schenken! Kein lebender Mensch wird so wahr zu euch sprechen wie jede beliebige Figur in einem Traum! Wenn es tatsächlich Stiefelchen ist, der das spricht, dann glaubt ihm nur und hört darauf, was er sagt!“ – Inkalim befindet die Angelegenheit mit hingebungsvollem Ernst.

„Jedoch, er erwartet Durnitals Tränen aus der Phiole! Und die haben wir nicht! Welche Tropfen könnten wir zu seiner Rettung einsetzen, wenn wir keine haben?“

„So? Habt ihr keine?“, schmunzelt Inkalim und beugt sich vor. Mit einem Finger streicht sie über Jarstes Wange, dass er ganz nass ward. Da erinnert sich Eodora, dass Inkalim gesagt hatte: ‚Nicht die Person, der Ursprung der Tränen sey wichtig, sondern der Grund, weshalb die Tränen geweint würden.‘ Und wenn es Tränen sind, die mit ihrer aus tiefen Gefühlen stammenden Kraft Stiefelchen retten sollten, wessen Tränen waren dann besser geeignet als die seiner Schwester? Sie, die seine einzige Verwandte ist und die um deren Trennung trauert?

„Ich will Euch begleiten, Jarste“, verkündet Eodora, „zurück durch die Welt bis hin zum Weiher, Euren Bruder zu retten.“

„Warum tut Ihr all das für mich? Indem Ihr mich nach Kora begleitet habt, war Eure Schuldigkeit getan!“

„Ihr versteht nicht – ich brauche Euch. Ich bin abhängig von Euch.“

„Wie meint Ihr das?“, erstaunt Jarste.

Eodora setzt sich auf eines der herumliegenden Trümmerteile und zieht den Kragen zu. Jetzt hat sie ihre wahren Absichten zu offenbaren. Und es ist ihr unangenehm, da sich Jarstes Zuspruch nicht abschätzen lässt:

„Jarste, meine Gefährtin ..., es bedrückt mich. Ich habe Euch nicht selbstlos begleitet. Indem Ihr zum Erobern der Phiole aufgebrochen seid, da habt Ihr nicht allein Euch selbst geholfen. So verblüffend es klingt: Stiefelchen ist nicht der einzige, der im Wald verschwunden ist.“

„Sprecht, Eodora, ohne Angst.“

„Auch ich hatte dereinst einen Bruder, der missachtete alle Warnungen, ging fort in den Wald der Kreatur, zum Jagen. Und kehrte nie zurück. Viele Jahre ist das her.“

„Was lässt Euch hoffen, dass er noch lebt?“

„Sollte ich dieses Wunder nicht berücksichtigen, wo doch Euer eigener Bruder im Traum mit Euch spricht? Unferd, mein Bruder, könnte noch leben. Diesen Gedanken darf ich nicht verweigern.“

„Und habt Ihr nie selbst nach ihm suchen können?“

„Furcht vor dem Unbekannten hielt mich zurück. Und die Warnungen der Dorfbewohner. Das kann erdrückend sein und jeden Mut für eine Suche zerspringen lassen. Doch dann kamt Ihr, eine Kriegerin, die, aus des Himmels Zufalls Gründen, dasselbe Leid erfahren musste. Und ich schloss mich Euch an, weil ich glaubte, dass Ihr das schaffen könnt.“

„Warum habt Ihr mir das nicht eher gesagt? Einem Unternehmen aus gleichem Grunde ist doch umso mehr der Erfolg versprochen!“

„Glaubt mir, dass ich in jedweder Hinsicht alles getan hätte, um Euch zur Phiole zu verhelfen!“ – Eodora senkt verlegen ihr Haupt, und es brennt ihr in der Kehle, dass sie ihre innige Freundin so verraten hatte.

„Dereinst“, fährt Eodora mit kleiner Stimme fort, „stritt ich mit Unferd um ein wunderschönes Blatt. Wir waren Kinder, zu jung um zu begreifen, hatten das Blatt hinter dem Haus gefunden. Und in unseren Augen leuchtete es wie eine Truhe Schmuck. Jeder von uns wollte es besitzen und ans Teilen war nicht zu denken. Da wurde es unserem Vater zu arg. Er zerriss das Blatt in zwei Hälften und gab jedem von uns eine davon.“

„Doch das war es nicht, was Ihr wolltet?“, kommentiert Inkalim.

„Nein. Ich lernte: Um etwas zu erhalten, sey es gelegentlich richtig, auf dasselbe zu verzichten. Und so verzichtete ich auf die Wahrheit, um den Bund mit Euch zu erhalten.“

„Doch nun werden wir keinen Bruder retten, nicht wahr?“ Sie schaut traurig und benommen in die Ferne, aus Scham, jemanden anzusehen; aus Scham vor dem Versagen, nicht an die Phiole gelangt zu sein.

„Ganz im Gegenteil, Jarste: Wir können beide retten. Durnitals Tränen brauchen wir dazu nicht.“

Und da fasst auch Jarste wieder Mut: „Und meine eigenen Tränen sollen dem gereichen?“

„Wer weiß das schon?“, geht Inkalim dazwischen und hilft Jarste auf: „Wer weiß schon, ob morgen die Sonne wieder aufgeht?“

Zu Tisch

Sobald Jarste alleine stehen kann, nimmt man Abschied von dem elenden Ort. Nacheinander seilen sie sich von dem Inselturm ab, treten festen Schrittes den Rückweg dorthin an, von wo sie losgegangen waren. Es dauert einige Tage länger, bis man mit der noch immer geschwächten Jarste Inkalims Siedlung im Höhlental erreicht. Ein Freudenfest wird gegeben, dem man zwei Tage beiwohnt. Oder vielmehr beiwohnen musste.

Denn Jarstes Zustand bessert sich nur wenig. Anfangs hat sie ihren Schild noch alleine tragen können, bald musste das Eodora übernehmen. Anfangs nahm sie Essen zu sich, bald übergab sie sich. Anfangs stand sie selbst auf beiden Beinen, bald musste sie sich immer wieder auf den Boden legen. Dabei war ihr der Untergrund gleichgültig. Selbst auf Felsen schloss sie für einige Minuten die Augen, bevor sie sich wieder aufraffen konnte.

Inkalim ruft sogleich die Schamanin zu sich, die trotz eines ausführlichen und bewegenden Tanzes sowie der im Gleichklang ertönenden Trommeln und rauchenden Stäbchen genauso ratlos von dannen gehen muss, wie sie gekommen war. Inkalim dankt dem Versuch, wie sie einer Königin für die mildtätige Gabe einer Münze danken würde, während Eodora das Spektakel mit den Augen einer Vernunftgeborenen beobachtet, die sich zumindest nicht freiwillig am Aberglauben der Naturvölker orientieren kann. Vielmehr vermutet sie hinter Jarstes Schwächung die Auswirkung der wenn auch nur kurzen Gefangenschaft. Hunger und Wind mochten ihr auf Meduris' Wacht weniger zugesetzt haben, als die Einsamkeit und die Einbuße an Hoffnung, jemals wieder ein

menschliches Gesicht zu sehen. Von diesem Schock erholt sich die sonst so starke Jarste nur langsam, wenn überhaupt!

Und so fürchtet Eodora um den Fortgang, vielmehr den Abschluss ihres Abenteuers. Würden sie den weiten Rückweg lebend überstehen? Hätten sie von hier aus, dem Tal der Höhlenbewohner, nicht noch den riesigen See zu überwinden? Die Durchquerung der Hecke ist jedenfalls ausgeschlossen, sie würde sie ohnehin nur ins Piratennest zurückführen. Eodora malt sich Stunde um Stunde jeden Schritt ihres Rückwegs aus, jede Gefahr und Ungewissheit. Und solange sie dies treibt, wächst ihre Verzweiflung.

Trauer beschleicht ihren sonst hellen Geist; Fragen bedrängen sie wie Durst, immer stärker und verlangender werdend: Würden sie den Wald, in dem die Brüder einst verschwunden waren, je betreten? Sollen sie noch länger ausruhen, ehe sie sich auf den Weg machen? Soll Eodora um ein Gläschen ihrer Tränen bitten, falls sie stirbt?; dass sie sich alleine an die Bezwingung des Unholds wagen kann?

Nein, so gelingt es nicht, erkennt Eodora eines Nachts. Denn sie ist auf Jarste weiterhin angewiesen: Nur in ihren Träumen erschien ihr Bruder mit weiteren Hinweisen. So kommt es auch diesmal:

Von ihrem Nachtlager schreckt sie auf, fragt nach Wasser, fragt nach Wärme. Eodora kann und will ihr beides geben; will sie nicht als Hegetier, als Schoßhund sehen, der durch regelmäßiges Streicheln des bloßen Anblicks wegen Freude geben soll. Jarste gehört zu Eodora, wie sie zu ihr gehört. Inzwischen kennen sie einander ja bereits so gut, dass sie Schwestern sein mochten! Wenn sie Eodoras Heimatdorf und den dahinterliegenden Wald erreichen würden, dann nur gemeinsam. Oder keine von ihnen.

„Eodora!“, schreit sie erschöpft auf und klammert sich um ihren Hals: „Sonti sprach zu mir! Aber ich verstehe die Worte nicht!“

„Was sagte er Euch?“

„Eine grimmige Stimme – es war die seine! – schallte: ‚Folge im Morgenlicht deinem Schatten. Der erste Tropfen ...‘“

„Und dann?“

„Ich erwachte, hörte nicht mehr.“

Eodora wiederholt die Botschaft immer wieder, und kann doch nichts daraus deuten.

Nachdem sich Jarste wieder beruhigt hatte, schläft sie fort und Eodora, ihre treue Eodora, wacht über sie beide. Sie musste am Leben bleiben! Und wür-

de sie doch nicht mehr erwachen, wollte sie sich am nächsten Morgen in die Hecke stürzen.

Behutsam und fürsorglich schaut sie auf die atmende Frau, und muss dabei achtgeben, sich nicht selbst in ihr zu sehen. Denn dann wäre jede Hilfe an ihr auch eine jede Hilfe an sich selbst. Trotz ihres gemeinsamen Zieles hatte Eodora die Selbstlosigkeit zu lernen, oder sich wenigstens um dieselbe ernsthaft zu bemühen. Die Härte dieser Welt lehrt die Heranwachsenden weder Mitgefühl noch Milde. Sie lehrt sie Strenge und Durchsetzungsvermögen, Machtstreben und persönlichen Vorteil. Denn wo eine so große Welt besteht, in der weder die Rechtschaffenden noch die Gesetzlosen die Oberhand haben, da muss der Einzelne auf sich vertrauen lernen. Ihm gilt die Gewalt, die Herzlosigkeit, die Tücke – wohl einer der Gründe für die Vielzahl an Piraten und vagabundierenden Räuberbanden, von denen allenthalben gehört wird. Und wenn schließlich die unheilvolle Kraft einer namenlosen Krankheit die Geliebten wahllos dahinflucht, geht der Glaube verloren, der Ehrenwert der Gemeinschaft.

Zu solch einem Tier wäre Eodora beinahe geworden, bevor sie sich Jarste und ihrem großen Abenteuer angeschlossen hatte. Das fühlt sie genau. Noch ein paar Jahre, und sie wäre selbst losgezogen, um mit eigenen Augen zu sehen, was man sonst nur tratscht. Sie wollte es ja nicht glauben, die Märchen und Legenden von Riesen und Ungeheuern, von Verliesen und Magie; von unbetretenen Orten, an dem nie zuvor ein menschliches Wesen seinen Atem ausgehaucht oder um Hilfe gerufen hatte.

Diese Märchen nun kennt jedes Kind, und man meint selbst als Erwachsener, ihre Deutung sey bestenfalls moralisch mahnend. Wenn die Märchenfigur stirbt, weil sie sich im Wald verirrt hat, dann solle sich das wirkliche Kind daran ein abschreckendes Beispiel nehmen! Doch in dieser Welt war es ebenso, dass kaum eines der Märchen erdacht worden war. Einen unermesslich tiefen Abgrund musste es wirklich geben – wer wusste schon, wo? Und ein Wald, so tief, dass man sein halbes Leben darin herumirren konnte? Wohl wahr, das glaubte Eodora gern. Jarste hatte dererlei Geschichten zahlreiche zu erzählen; Geschichten, die ihr und Sonti wirklich geschehen sind.

Und so sieht Eodora, die klug und angesehen mit Jarste fortgegangen war, dass ein jeder Moment außerhalb ihres unbedeutenden Dorfes ein neues Leben bedeuten konnte – wenn man den Mut aufbrachte, vor die Tür zu treten, sich dem Unbekannten zu stellen.

Freilich, diesen Mut hatte sie unlängst bewiesen. Wer sollte ihr Tapferkeit vormachen, der nicht, wie sie, die Piraten überlebt, durch eine magische Hecke geflohen war? Was sie tat, ob nun selbstlos oder eigennützig, verdiente Anerkennung. Eodora wusste das, war aber nicht so eitel, darauf zu bestehen.

Um was es ihr ging: Selbstfindung. Was für ein Mensch würde sie sein können am Ende dieses Abenteuers?

Ausgeschlossen, dass sie, wenn sie denn ihre Brüder tatsächlich retten sollten, wieder die Gänse rupft! Oder das garstige Holz unter dem Herd stapelt, damit Mutter sich dem Kochen zuwenden kann! Diese Zeiten sind gewiss vorüber!

Würde sie eines Tages ihr eigenes Abenteuer bestehen? Würde sie eine Kriegerin wie Jarste werden? Würde sie nach Kora zurückkehren und um die leidige Phiole streiten, allein, um König Detreus seinen Stolz zu brechen?

Zunächst jedoch gilt nicht zu verzweifeln. Alles Schritt für Schritt, insbesondere, wenn man die Zukunft nicht kennt. Für große Dinge braucht man nicht immer einen reifen Plan; es reicht meist eine Idee. Danach lässt man das Schicksal arbeiten und gibt sich dem Zufall hin. Wichtig erscheint Eodora nur darauf zu achten, dass sie all das nicht tut, um ihren eigenen Bruder Unferd zu retten. Am besten wäre es wohl, sich einzubilden, dass er tot sey. Sein Verschwinden ist ja auch viele Jahre länger her, und im Traum gesprochen hat er auch nie. Und wenn sie sich ihn zu vergessen bemüht, denkt Eodora mit schlafenden Augen, könnte sie ihren ganzen Eifer Sontis Rettung widmen.

Der weit getragene, geschundene Schild; die hingebungsvolle Liebe zu ihrem Stiefelchen – Relikte aus Jarstes alten Welt. – So denkt Eodora, die sie bewundernd und ungeniert anstarrt: Geschlossene Augen, der Brustkorb hebt und senkt sich. Hände und Hals noch immer beschmutzt, ein Bad ist dringend notwendig.

Für Eodora gelten diese Merkmale wenig: Man muss die Menschen sehen, wie sie sind. Nicht so, wie sie sich darstellen. Es mag ihre einzige große Fähigkeit gewesen sein, die sie gleich aufwertete mit dem klügsten Gelehrten, dem stärksten Krieger, dem findigsten Händler, der liebevollen Zerbrechlichkeit einer jungen Frau. Das innere Wesen zu sehen, ohnedies der Mensch nur Tier ist, lässt Eodora erstaunen; es befriedigt sie sogar. Andernorts kann sie mit so einer Gabe nur einer Gauklertruppe angehören; hier ist sie Seherin, ja Magierin! Für sie werden die Menschen mit jedem Jahr durchschaubarer, und kaum einer kann sie noch überraschen.

Bei Jarste ist das anders. Ihre Freundin hat viel aus ihrer Vergangenheit, der Zeit vor ihrer Begegnung, erzählt. Und doch sind dies Schilderungen, vergleichbar mit einem einzigen Blatt eines Baumes, während jedes andere Blatt den Rest der Erlebnisse darstellt. Jarste weiß, dass sie nie genug erzählen konnte; Eodora weiß, dass sie nie genug hören würde, um einander wirklich zu kennen.

So nutzte Eodora verstärkt ihre Gabe, um Jarste besser zu verstehen: Ihre Wünsche, ihre Geheimnisse.

Überheblich und gleichermaßen fürsorglich muss es ausgesehen haben, wie die Gefährtinnen in der Höhle sitzen, während alle anderen schlafen. Die Nacht ist lau und windig, dennoch zirpen Grillen. Ein Wolkenschleier verdeckt den Mond, doch hell ist es trotzdem. Eodora lehnt mit dem Rücken an der Wand und hält in ihren Armen die schlafende Jarste, die womöglich gerade wieder von Sonti träumt.

Eodora wollte nie in Überheblichkeit leben. Zuweilen dürfe man grollend und aufbrausend sein, das geht wohl in Ordnung. Auch jeder Sturm ist nur vorübergehend, und der anschließende Sonnenschein gewiss. So auf und ab die Befindungen des Menschen, so auf und ab Jarstes Brust.

„Diese Kraft!“, flüstert die Wachende: „Diese Kraft in Euch!“ – Würde sie nur noch ein wenig ruhen, bedenkt sie, dann müsste sie sich erheben wie ein vor Gewalt strotzender Eber, wütend und ziellos, dessen Vortrieb nur in die richtige Richtung zu lenken sey. Oder sie wäre ganz sanft und besonnen. Eodora versteht sie nicht. Das würde sich vielleicht nie ändern.

Weitere Tage gehen dahin, Jarste erholt sich. Das gute, füllige Essen; die freundlichen Menschen; der trockene Schlafplatz – vieles von dem unbekannt oder verlernt in den vergangenen Jahren ihrer Lebensreise.

Jarste übt sich auch wieder im Umgang mit dem Schild, was Eodora nur gerne sieht. Denn sie ist es leid, das schwere Ding für sie herumzutragen. Ihre Gefährtin dagegen ist dankbar für die zurückerhaltene Waffe, denn ohne den

Schild fühlt sie sich verletztlich. Eines Morgens füllen sie ihre Taschen mit Proviant und machen sich mit guten Wünschen auf den langen Heimweg.

Eodora hatte vieles ausgeklügelt, und doch ist wenig umsetzbar: Zunächst müssen sie das schwer zugängliche Tal durchqueren und verlassen, danach den Handelsweg nach Kora wiederfinden. Der sollte sie zum See führen, von dort würde man weitersehen. Doch bereits das Auffinden der Handelsstraße ist schwieriger als erwartet, und man verliert immer wieder die Turmspitzen Koras, an denen man sich bislang orientiert hatte, aus den Augen. Später meinen sie den Handelsweg zu gehen, erfahren von Mitreisenden jedoch, dass dem nicht so ist. Das Straßennetz um Kora kreuzt Wege und Pfade zu einem undurchschaubaren Geflecht, und die wenigen Wegweiser sind zuweilen zweideutig. Glücklicherweise begegnen sie immer öfter Reisenden, und einige von ihnen beschreiben ihnen den richtigen Weg zum Fähranleger am See.

Wieder am Ufer des Sees zu stehen, weckt böse Erinnerungen. Diesmal befinden sie sich auf der anderen Seite, und auch hier ragen die Reste eines Brückenkopfes am Ufer aus dem Wasser. Der Unterschied ist allerdings schwerwiegend, denn es gibt keine verkehrende Fähre. Das betrifft die Gefährtinnen wie auch alle anderen Reisenden. Eodora witzelt, dass es sey, als habe man eine Ameisenstraße unterbrochen. „Und wie den Ameisen eigen“, fügt Jarste schelmisch hinzu, „bleibt kein Hindernis unüberwindbar!“

Allerdings bemerken sie bald einen doch regen Schiffsverkehr auf dem Wasser, zunächst unauffällig, da aus vielen kleinen Booten bestehend. Die gesamte Uferlänge, rege belebt, ist eingenommen von unzähligen Personen, den Ameisen. Sie alle suchen sich und ihre Waren über das Wasser zu bringen und haben dazu ungezählte Fischerkähne gepachtet. Die kleinen Händler schlossen sich zusammen, um mit den Geboten der großen Händler mithalten zu können. An den Stegen prügelt und schubst man um die besten Plätze, den Zuschlag für ein angemietetes Boot, Hauptsache, die wichtige Handelskarawane würde nicht abreißen. Denn das kann am Ende noch mehr kosten. Wachen aus Kora bemühen sich vergeblich um Ordnung in der inzwischen aufgestauten Menschenmenge. Die Fischer wiederum ersaufen in Euphorie, da sie erkennen, dass an einem Tag mehr zu verdienen ist, als mit dem Fischen allein in hundert Tagen. Bald werden Flüche laut, die schimpfen auf diesen vermaledeiten See zwischen Kora und dem Rest der Welt; ein Umstand, der erst jetzt unbequem wurde, da er gestört war. Und es platscht auch immer wieder gewaltig, zum Spott der glücklicheren Reisenden, wenn zwei Streitende am Steg über Bord gehen, oder auch

ein ganzes Boot aufgrund der Überladung oder wegen herumlaufender Tiere kentert. Da haben die Piraten mit dem Versenken der Fähre aber ein schönes Chaos angerichtet!

Jedoch, wie würden unsere Heldinnen daraus Nutzen schlagen können? Da sie ja weder etwas zum Zahlen noch zum Tauschen haben – wie sollten sie sich eine Überfahrt verdienen? Sollten sie um den See herumgehen, wie es einige der Händler mit ihren Wagen angingen? Sie hörten, vielleicht im Scherz, das würde ebenso lange dauern wie das Ausleeren des Sees mit einem Scheffel. Oder sollten sie bis zum Winter warten, wenn das zugefrorene Wasser begehbar werde?

So viel Zeit wollten sie nicht vertun, darin sind sie sich einig – es konnte ja niemand sagen, wie viel Zeit Stiefelchen bliebe! Also beobachteten sie die Vorgänge am Ufer aus sicherer Entfernung und tun dann, wie es andere Wagemutige tun: Im Schutz der Dunkelheit schwimmen sie zu einem der größeren ablegenden Boote und klammern sich am Schiffsrumpf fest. Das war keine leichte und auch keine ungefährliche Tat, denn manche dieser blinden Passagiere wurden von den Schiffseignern fortgestoßen oder gar erschlagen. Wer unerkant blieb, und dies war bei Eodora und Jarste der Fall, der gelangte innerhalb eines Tages über die schmalste Stelle des Sees an jenes Ufer, an dem alles begonnen hatte.

Die Fährstation ist kaum wiederzuerkennen, alles geht drunter und drüber: Geschäfte waren geplündert, Dutzende Menschen rennen umher, als müssten sie vor einer Naturkatastrophe fliehen. Dabei ist es so, dass sie allein ihrem Vermögen hinterherjagen, denn jeder Tag ohne Transport bedeutet Verlust in ihrem Geldsäckel. Von der Überfahrt außerordentlich ermattet, schleppen sich die Frauen mit letzter Kraft einen Hügel hinauf und verbergen sich im Dickicht, von Jarstes großen Schild gedeckt. Hier können sie erstmals seit Tagen durchatmen, über einem Feuer ihre Kleidung trocknen, etwas Essbares zu sich nehmen und friedlich schlafen. Erst derjenige vermisst die Stille, der den Tumult zu beiden Seiten des Lorga-Sees in diesen Tagen miterlebt hat! Und wie froh sind sie, dass es keinen guten Grund gibt, hierher zurückzukehren.

„Spielt Ihr auf Sicherheit oder Risiko?“, fragt Eodora, die das Spielbrett aus vier mal vier Feldern bereits in die lockere Erde gekratzt hat.

Jarste greift nach den Steinen, den Spielfiguren des Risikos, es sind zwei an der Zahl. So spielt der Waghalsige, denn er steht einer ‚Überzahl‘ an drei Figuren gegenüber, die sein Mitspieler in Form von Lärchenzapfen einsetzt. –

Steine und Zapfen und die Rillen im Boden: Ein Spiel, das sich überall spielen lässt.

„Spielen wir nicht dasselbe Spiel?“, murmelt Jarste und sortiert ihre Figuren der Größe nach (was sie nicht müsste, da sie gleichwertig sind).

„Was meint Ihr?“, murmelt Eodora zurück, ebenso auf ihre Spielfiguren konzentriert und die ersten Züge planend. Denn dem Risikospieler gilt, dass er zwar mit einer Unterzahl auskommen muss, diese aber auf dem Spielplan beliebig weit ziehen darf. Derjenige, der auf Sicherheit spielt, führt drei statt zwei Figuren, jedoch immer nur ein Feld weit. Es ist das Spiel, das auch die Menschen in Wirklichkeit spielen (deswegen ist es so beliebt): Vor jeder Entscheidung haben sie abzuwägen, ob ihnen die Regeln zum Vor- oder Nachteil gereichen.

Jarste setzt ihren ersten Stein. „Ihr habt wahrlich Großes für mich getan.“

Es klingt beinahe wie ein Wimmern, das ihr da in der heißen Mittagssonne über die Lippen geht. Im Schatten zwischen Baum und Schild hocken die Frauen im Gras, sortieren ihre Dinge, trocknen die letzten feuchten Kleidungsstücke.

Eodora bemerkt, dass Jarste sie nicht anschaut. Das hält sie für ungewöhnlich, denn seitdem sie einander kennen; seit der Stunde, in der sie das Dorf verlassen haben; schauen sie sich zu jeder ernsten Frage ins Gesicht, nicht allein, um des anderen Absichten besser verstehen zu können. Und nun – ist Jarste verlegen?

„Was Ihr verstehen müsst“, fährt sie fort, „ist, dass ich wahnsinnige Angst hatte. Ich wusste nicht, wobei es sich handelte, als mir mein Urteil verkündet wurde. Hätten sie mich in eine Grube geworfen, gegen wilde Tiere kämpfen lassen, mich aufgeknüpft – diesen Tod hätte ich mich furchtlos gestellt. Ihr wisst, ich kann mit diesem Übermaß an Gewalt und Drohung umgehen!“

Eodora nickt aufmerksam, schämt sich beinahe, dass sie währenddessen ihren ersten Zapfen aufs Spielfeld bringt. Denn Jarste muss wichtig sein, was sie zu sagen hat.

„Und plötzlich fand ich mich im Geleit durch die Berge wieder, umgeben von Wachen, Seilen und Stangen. Das fürchtete mich noch immer nicht. Dann band man mich wie einen Köder an eine Angelrute, und ließ mich über einem Abgrund schweben, bis ich in die Ruine der Wacht hinübergebracht war. Dort saß ich nun und schaute den Männern hinterher, möglicherweise die letzten Menschen, die ich je sehen sollte. Es war diese Stille, diese unabwendbare Ein-

samkeit, die mich tief im Herzen schreckte und verkümmern ließ; von der ich fürchtete, sie würde mein Herz versteinern.“

„Ich glaube nicht, dass Euch das Herz versteinert ist“, bekundet Eodora mit Gewissenhaftigkeit: „Ich glaube, seitdem Euer Bruder verschwunden ist, habt ihr das Mutigste aller lebenden Menschen vollbracht. Ihr habt einen Weg eingeschlagen, ohne zu wissen, ob ihr überleben würdet; für einen geliebten Bruder. Welche Tat könnte ehrbarer sein?“

„Es fehlt, gute Eodora, dass Ihr mir Tapferkeit zusprechen müsst. Aus Zorn und der Hoffnung, ein paar Tränen könnten alles zum Guten wenden, ziehe ich die Kraft, heute aufzustehen. Dass ich eines Tages mein Stiefelchen wiedersehen könnte, dieser Gedanke lässt mich gelegentlich schmunzeln und erinnert an schöne Erlebnisse.“

„Gut, gut“, setzt Eodora ihren zweiten Zapfen, sich des spielerischen Sieges gewiss.

„Aber wisst Ihr“, kontert sie mit ihrem zweiten Spielstein, „es soll nicht immerwährende Dankbarkeit sein, die mich an Euch bindet.“

„Nein?“

„Nein, Eodora. Es möge Freundschaft sein; das Versprechen, Euch nie zurückzulassen; Euch zuzuhören, wenn ihr trauert oder sterbt; Euch anzusehen weder wie eine Fremde mit einer von meiner abweichenden Vergangenheit; weder als eine zufällige Begegnung in meinem ziellosen Leben; noch nicht einmal als bloße Kameradin, so wie die stumpfen Soldaten ihre Kameraden sehen.“

„Wie sehen sie sie denn?“, keckt sie.

„Soldaten sehen untereinander als Brüder, aber das sind nur Worte und ist weniger wert als verschüttete Tinte! In der Kaserne, da posaunen sie auf ihre Überlegenheit, ihre Ehre, das gemeinsame Ziel. Doch wird ihnen vom Befehlshaber und vom Gruppentrieb nur vorgegeben, wie sie sich verhalten, was sie zu sagen haben. Im Gefecht, wenn der Kamerad neben einem fällt, läuft der Soldat was er kann, um das Schicksal seines sogenannten Bruders nicht teilen zu müssen.“

„Und was unterscheidet uns? Wenn ich es wäre, der neben Euch fällt? Im Gefecht?“

Jarste bedenkt einen Moment, setzt einen Zug und schlägt den ersten Zapfen aus dem Spiel:

„Dass Ihr wie ich seid, ist der Grund unseres Bündnisses. Ohne Euch wollte ich nicht weitergehen; und wenn Ihr entscheidet, für alle Tage hier zu sitzen, dann will ich das mit Euch tun.“

„Dann hat der feige Soldat zumindest den eigenen Willen, die Flucht zu ergreifen?“

„Ganz im Gegenteil! Wir sind es, die einen Willen haben. Und aus diesem Grund werden wir auch erfolgreich sein.“

Eine kampferprobte Ansprache, denkt Eodora noch lange über ihre Worte nach, während sie den Rückweg antreten. Ob die Rhetorik ihr und ihrem Bruder schon in so mancher Gefahrenlage Mut zugesprochen hat? Eodora jedenfalls ist guter Dinge und zuversichtlich. Zeitlebens plant sie nur einen Tag voraus, das ist ihre Art. Ob sie das Dorf und den Weiher erreichen werden? – Sie weiß es nicht. Wie das mit den Tränen zu Werke geht? – Das weiß sie ebenso wenig. Was aber schadet es, sich nur aufs Heute zu besinnen? Es erleichtert dem Brausekopf das Sorgenmachen ungemein!

An den ersten beiden Tagen kommen die Reisenden nur langsam voran: Ein starker Regen hat sich über das Land gelegt und schüttet Wasser, als würde ein Meer über ihnen ausgegossen. Wege sind so aufgeweicht, dass sie unpassierbar werden; dass man mit jedem vorwärtigen Schritt einen ganzen neuen im Boden einsinkt. Ihre ohnehin dürftige Kleidung, gegen die kalten Winde der Berge noch gefeit, durchnässt ohne Widerstand, als würden sie in einem Fluss schwimmen. Schwer, kalt und unbequem ist sie geworden; ans Feuermachen ist nicht zu denken. Immer wieder suchen sie einen Unterschlupf, aber kein Blätterdach hält dicht, und außerhalb des Gebirges, aus dem sie kamen, finden sich keine Höhlen.

Solange sie der Handelsstraße folgen, begegnen ihnen immer wieder Wagen und Menschen, allesamt bemüht, dem ungewöhnlich dichten Regen zu entkommen. Da gibt es welche, die warten unter ihren Wagen oder hocken gar unter ihren Zugtieren! In einer Senke, die sie passieren, ist eine Gerölllawine abgegangen und begrub eine Karawane: Wagenreste und Teile von Tierkadavern ragen aus dem Schlamm, der sich immer weiter auftürmt. Eines Tages, wenn

diese Stelle in einem Wintersturm freigegeben würde, sollte man sich bar der Leichen schon wundern!

Gefährlicher wird es, als es daran geht, einen großen Wald zu durchqueren, der auch schon auf ihrem Hinweg nach Kora Teil der Route war. Obschon sie ausreichend Regenwasser zu sich nehmen konnten, quält sie zunehmend Hunger. Denn das Brot ist längst so aufgeweicht, dass es durch das grobmaschige Geflecht ihrer Tasche davonschwimmt! Alles andere ist faulig und wurde gegessen, soweit es möglich war. Beeren, Baumfrüchte und Pilze, die sich sonst mit offenen Augen überall finden lassen, sind nicht erkennbar; kein Tier zeigt sich. Ohnehin hätte man sich in ihrem erbärmlichen Zustand an nichts erfolgreich anschleichen können.

Und so beraten sie ernsthaft, sich am Rand des Waldes aus dicken Ästen einen Unterschlupf zu bauen, in dem sie ein paar Tage würden ausruhen können.

An einem dicken, quergestellten Ast legen sie viele weitere Äste an, bedecken das einfache Geflecht mit Nadelzweigen, mit Laub und Bodenkrume, sogar einer überzähligen Decke aus ihrem Gepäck. Und als sie eine Weile daruntergeessen haben und froren, da fiel ihnen das Dach über den Köpfen zusammen, so stark fegte der Sturm durch die grünen Wipfel. Der Verzweiflung überdrüssig, schleppen sie sich voran durch den Wald; am fünften Tage des großen Regens.

Mittlerweile sind die Reisenden weit von jedem Weg abgekommen, haben die Orientierung verloren und die Nacht sollte anbrechen. Mit jedem Schritt fürchten sie, dass Äste auf sie fallen, und sie wollen den Wald ja auch verlassen. Jedoch, wo die Sicht verschleiert ist, als müsste man durch einen kleinen Wasserfall spähen, da ist jede Richtungsweisung vergebens; wo die gegangenen Spuren durch die aufgeweichte Erde sogleich verwischen; da ist jede Heimfindung ohne Sinn. Doch bald sehen sie etwas zwischen den Bäumen.

„Ist da nicht ein Licht? Ein winziges Licht? Jarste, seht' doch!“

In der Nähe steht eine menschengebaute Form – eine Hütte mitten im tiefsten Wald. Kein Weg führt ihr zu, es gibt keinen Stall, keinen Brunnen, keinen Garten. Und wie sie davor stehen, überlegen sie nicht lange, anzuklopfen und für eine Nachtstätte zu bitten.

Niemand reagiert auf das wilde Pochen der beiden Frauen. Da tun sie die Klinke und fallen geradezu hinein, inmitten auf den trockenen Holzfußboden. Und es ist ihnen, als hätten sie sich auf eine Insel gerettet.

Ohne lange Nachzudenken, stößt Jarste die Tür mit einem Fuß zu, und der Regen liegt hinter ihnen. Mit dem Zuknallen der Tür endet ihr Martyrium im Nass; hier ist es schlagartig trocken und windgeschützt; und am meisten scheint ihnen die Ruhe gutzutun, sodass sie minutenlang erschöpft auf dem Boden der Hütte liegen bleiben. Ihre schweren Kleider drücken sie noch immer nieder, und nach und nach schütteln sie sie ab. Der Regen prasselt weiter gegen die Fensterscheiben und hämmert aufs Dach; doch sie verstehen wieder einander die Worte und Gedanken; sie hören ihren Atem und das Knurren ihrer Mägen. Fürwahr, es ist wie eine rettende Insel, auf die sie gekrochen sind.



Und sowie sie sich erheben und umsehen, da erkennen sie das Licht, das Eodora in der Ferne geschienen hatte: In der Mitte des Raumes steht ein kleiner quadratischer Tisch. Und auf dem wächst eine brennende Kerze.

„Merkwürdig“, flüstert Eodora: „Bedeutet das nicht, dass der Besitzer nicht weit weg sein kann?“

Mittlerweile ist die Nacht angebrochen. Allein die winzige Kerzenflamme erhellt ein wenig des Raumes. Da nimmt Jarste die Kerze in die Hand und leuchtet damit umher.

Keine Frage, das Häuschen ist verlassen. An den größeren Hauptraum schließt sich eine übersichtliche Kammer an, in der stehen je ein Bett und eine Kommode. Eodora wartet unbeweglich, um in der Dunkelheit nichts umzuwerfen, auf die Rückkehr ihrer Freundin. Dann erhellt sich auch der Bereich um sie herum, und sie sieht, woneben sie weilt.

„Hier haben wir den Eigentümer! Leuchtet einmal hierher!“

Jarste tritt heran und beleuchtet den mumifizierten Leib eines Mannes. Er sieht aus wie dort zu Boden gestürzt und liegengelassen. In seiner Hand umgreift er einen Becher, gleich daneben ist rotes Pulver verstreut. Ob es Gift war?

Seine trockene, runzelige Haut erlaubt kaum die Schätzung seines Alters; da es nicht riecht, wie es sonst in der Nähe von Toten riecht, muss das Ereignis einige Zeit zurückgelegen haben.

Wie Jarste den Raum weiter ausleuchtet, entdecken sie ein kleines Laboratorium. In einem Regal reihen sich zahlreiche große und kleine Flaschen und Schalen auf, die enthalten Rebel und Pulver unbekannter Herkunft. Einige der Gläser sind mit bunter Flüssigkeit, andere mit silbrigen Metall gefüllt. Über einer angeschlossenen Kochstelle lassen sich die Behältnisse in einer Fassung ein-klemmen und erhitzen; Rührbesteck und Sonden liegen sorgfältig bereit, um die Ergebnisse der alchemistischen Prozedur zu überwachen.

„Dann ist dies wohl ein Zauberer oder dergleichen?“, stellt Jarste fest.

„Einer, der an seinem eigenen Gift gestorben ist?“

„Dat hat er nu davon!“, wispert plötzlich eine fremdartige Stimme durch den Raum, dass der Schrecken tief in Eodoras und Jarstes Herzen fährt. Sie springen beinahe in die Luft, lassen die Kerze fallen und stürzen zur Tür. In der Dunkelheit finden sie den Ausgang nicht.

„Haltet ein! Nur Mut!“, wispert dieselbe Stimme immerfort. Und die beiden Fliehenden halten inne.

„Wer ist da? Wer da ist, will ich wissen!“, schreit Jarste panisch und hält den Schild nach vorne, hinter dem auch Eodora sich verbirgt. Sie starren in die Dunkelheit und wissen nicht, wogegen sie vorgehen.

„Die Kerz ist's, wenn's Euch genügt. Hebt misch nur auf, ich will Euch leiden!“

„Hört Ihr die Worte?“, spricht Eodora zu ihrer Freundin ungläubig.

„Ich höre sie, kann's umso weniger glauben!“

Vorsichtig und im Gleichschritt treten sie vorwärts, um den Tisch herum, den niedergeworfenen Stuhl, bis hin zu der beständigen, winzigen Flamme dort auf dem Boden vor der Feuerstelle. Endlich kniet Eodora nieder und hebt die Kerzenstange zaghaft auf. Sie starrt in die Flamme – sie sieht nicht anders aus als jede andere.

„Habt Ihr wirklich gesprochen, Kerze?“ – Beinahe will sie kichern, aber dazu ist es zu unheimlich in diesem Nachthaus, gegen das der Regen donnert, allein im Gespräch mit einem sprechenden Flackern.

„Das stimmt“, wispert eine hauchende Stimme abermals durch den Raum, ohne dass man sagen könnte, aus welcher Ecke sie kommt. Die Flamme indes zeigt keine Veränderung.

„Ihr seid tatsächlich die Kerze? Wer seid Ihr wirklich? Habt Ihr einen Namen?“

„Hausgeiste ruft ma net mit Name; ma ruftsche mit Zauberspruch!“ – Die Stimme schallt frech und ungehobelt. Aber was anderes will man von einem Hausgeist erwarten, der in eine Kerze gebannt worden ist?

„Das erklärt zumindest, warum die Kerze noch brannte“, erschließt sich Jarste, die den Schild noch immer oben hält, auch wenn er ihr langsam schwer wird. „Und was ist mit Ihm? Ist das Euer Meister? Ein Zauberer, ja?“

„Zwannig Jah' ist's her, i wa der erschte Geist im Haus. Mit d'Jahre wurde Freundschaft draus. – He aufgemerkt! Dat reimt's!“

„Seit zwanzig Jahren liegt Euer Meister auf dem Boden? Und seit zwanzig Jahren brennt Ihr auf dem Tisch?“

„So ist's. Darum bitt' i Euch: löscht mi ab, dass i einma ruhe kann.“

Eodora schaut zu Jarste, die wiederum zuckt unschlüssig mit den Schultern: „Also bitte“, verkündet Eodora und drückt ihren Finger in den Docht. Aber das Flämmchen geht nicht aus. Eodora pustet, und das Licht bleibt bestehen.

„Nei, nei, ein Zauber muss her! Sprech: ‚Geist vergehe‘. Und i vergehe.“

„Soll ich wirklich zaubern in einem Hexerhaus? Was geschieht, wenn ich Zaubersprüche gegenüber einem verzauberten Ding spreche? Erscheint etwas Garstiges gar im Dunklen?“

„Ei wa – stell' di net so a! Gönn' mi mei feine Licht ne Paus! Und wenn Ihr mi braucht, sprecht: ‚Geist, erwache!‘ Aber merkt's Euch, anders will i mi net zeige!“

Und Eodora flüstert „Geist, vergehe!“, da verlischt die Flamme.

Nachdem die beiden wieder in der Dunkelheit stehen, beraten sie sich: Ob das alles nicht bloß Einbildung gewesen sein konnte, wo sie doch so müde und erschöpft sind. So legen sie jeden weitergehenden Gedanken beiseite und schlafen auf dem harten Holzfußboden schnell ein.

Es mag die ungewöhnliche Begegnung mit der verzauberten Kerze gewesen sein, die Jarste mitreißend träumen ließ. Als sie am nächsten Morgen aufschreckt, erinnert sie sich an Sontis Worte, der abermals zu ihr gesprochen hat:

„Einen dritten Tropfen sollen wir auf der ... – wie man es auch nannte – aufbringen. Eodora, höre doch!“

Dieselbst saß in der Helle des Morgens an dem Tischchen und gafft auf den Kerzenstab, den sie in alle Richtungen dreht, daran riecht, sogar leckt, um herauszufinden, was es damit auf sich hat.

„Wisst Ihr – wenn Euer Bruder im Traum zu Euch sprechen kann, warum dann nicht auch eine Kerze?“

„Hat sie noch einmal etwas von sich gegeben?“, will Jarste wissen und richtet ihre nasse Kleidung. Sie legt sie nacheinander ab und hängt sie zum Trocknen über die Möbel. Eodora schüttelt den Kopf, ohne aufzusehen.

Jarste wendet sich wieder ab und blickt sich um. Endlich kann man die Größe und die Ausstattung der Hütte umfassend erkennen:

In der ungewissen Dunkelheit hat vieles größer ausgesehen, als es tatsächlich ist: Das Zimmerchen ist rasch durchschritten und mit einem Blick geschaut. Neben dem kleinen Labor und der Schlafkammer gibt es einen Kamin, daneben aufgestapeltes Holz, und an der Feuerstelle Kessel und Pfannen. Etwas, das einmal Salbei gewesen sein könnte, hängt in trockenen Resten von der Decke herab.

Ein putziger Schreibtisch steht in der Ecke, kippelt, dass kein Tintenfass darauf stehen bleibt. Einige Papiere liegen herum, die Schrift kaum noch lesbar. Da hängt ein mottenzerfressener Mantel über dem Stuhl; in einem Schränkchen weitere Kleidung, verstaubt und vergilbt, dass man sie nicht anzutasten mag. Es ist, als diene das Häuschen dem Magier eher als Labor denn als Heimstätte.

Eodora durchwühlt die Regale nach Essbarem. In einigen Töpfen sind unverdorben Lebensmittel wie Salz und Honig, und vieles in anderen Töpfen ist grauschwarz verfault.

„Wovon hat der Magier nur gelebt?“, kommentiert sie so trocken wie der Staub, den sie mit dem Finger von der Kante eines Buches aufgenommen hat.

„Selbst wenn er denn vor zwanzig Jahren etwas hatte – heute wird das meiste verdorben sein. Ich könnte ohnehin nichts essen, solange der Tote hier liegt.“ – Jarste starrt auf den Leichnam, der mit seinen eingefallenen Augenhöhlen die Welt nicht mehr versteht. Ob sein Tod ein Unfall war?, fragt sie sich.

„Begraben wir ihn doch. Begraben wir ihn und dann machen wir Feuer.“

Jarste öffnet die Tür. Der Regen hat nachgelassen. Die beiden Frauen schleifen den Toten über die Türschwelle – seit einer Ewigkeit das erste Licht für ihn. Sogleich der Nieselregen seine verschrumpelte Haut benässt, wird der-

selbe schmierig und unförmig, dass sie voller Schaudern eilen, den Körper hinter dem Haus ablegen und mit Zweigen bedecken. Dann waschen sie eine Weile ihre Hände im Wasserstrom, der vom Dächlein rinnt, und waschen sich auch selbst nackend entkleidet, bis der letzte Schmutz gewichen ist.

Im Haus sperren die neuen Bewohner die Tür mit einem Riegel ab. Jarste entzündet die in den Kamin gelegten Holzscheite mit Zunderschwamm und Feuerstein, die unverbraucht neben der Feuerstelle gelegen haben. Ein Qualmen steigt auf, und mit der Zeit zieht der Rauch in den Schornstein ab. Jetzt, da sie tüchtig einheizen, wird ihnen warm und sie hängen ihre nasse Kleidung zum Trocknen um das Feuer.

So sitzen sie einen halben Tag nackend in der Hütte – zum Unterhalten zu frierend, zum Lachen zu hungrig. Mit dem Finger zeigen sie einander auf die eine oder andere Narbe, und schildern kurz den Grund dazu. Erst, wenn die Kleidung wieder trocken sey, könnten sie zum Jagen ausgehen, glauben sie. Ein paar Tage wollen sie hierbleiben, anschließend weiterziehen. Jedoch wäre es ein elendes Dasein, und ihre Rückkehr ins Dorf ungewiss. Jarste denkt immerzu an den toten Alchemisten: Würde man in zwanzig Jahren ihre verhungerten Frauenleiber finden und hinter das Haus schleppen?

Um der Langeweile zu begegnen, stöbert die neugierige Eodora weiter in den Hinterlassenschaften. Sie entdeckt sogar ein verstecktes Säckl mit alten Kupfermünzen, jedoch kaum mehr, um einen Kohlkopf auf dem Markt zu kaufen – wenn es denn einen Markt in der Nähe gäbe. Weiterhin findet sie einen rostigen Helm in Form einer halben Schale, die, wenn sie nicht so von Rost zerfressen wäre, ihr gut auf den Kopf passen würde.

Sie sucht unter dem Bett, durchwühlt alle Schränke, öffnet jeden Behälter – nur von den Chemikalien und bunten Zutaten lässt sie die Finger. Das rote Pulver, das der Unglückliche auf dem Boden verschüttet hatte und das mutmaßlich das ihm verhängnisvolle Gift gewesen ist, streicht sie mit einem Löffel in ein kleines verkorktes Glas und fegt den Rest mit dem Stubenbesen durch die Ritzen der Bodenbedielung.

„Es ist eigentlich ein nettes Häuschen“, bekennt sie etwas einfältig, „wenn man seine Vorgeschichte vergessen will.“

Jarste kann kaum die Kraft aufbringen, ihr nickend zuzustimmen. Denn im Herzen ist sie ihrer Meinung. Jedoch, die Gefangenschaft, die Flucht, das Treiben im See, der endlose Regen, der Hunger haben ihr ungemein zugesetzt.

Eodora beobachtet das bereits seit Tagen mit Sorge, unfähig, ihr zu helfen. Brot und Schlaf sind die Dinge, woraus die Gesundheit ihren Namen erhält.

Und als Eodora die wundersame Kerze in den Händen hält, will sie den Geist herbeirufen:

„Geist, erscheine!“, flüstert sie. Mit Jarste hatte sie eigentlich besprochen, den Zauber ruhen zu lassen, bis er näher verstanden wäre. Doch was wollte man da näher verstehen? Niemand, wenn nicht der Geist selbst, könnte ihnen darüber etwas mitteilen!

„Isch recht“, erklang eine genugtuende Stimme, als habe man beim Wirt gerade einen Humpen bestellt.

„Ach, Kerze, da teilt Ihr unser tristes Schicksal nun.“

„Dasch i unverändert bi? Unverändert bleibe i.“

„Könnten wir Euch nur kochen und essen! Ich würde in Euch hineinbeißen wie in einen Rübenkegel!“

„Oder Spargel!“, ergänzt die andere.

„Wart, wart, mei Kind! Da spielt das Licht eu eine Streich!“

„Nur gut, wir fressen Euch nicht. So sehr plagt uns der Hunger doch nicht, oder Jarste?“ – Sie schüttelt behäbig mit dem Kopf, ist der Ohnmacht nah. Mit einer Hand berührt sie die Kleidung, prüft die verbliebene Feuchtigkeit.

„Und wenn i eu zu esse geb?“

„Wie meint Ihr das, Kerzengeist? Sprecht!“ Jarste und Eodora starren sich aufgeregt an.

„Nu, mein Zauberding ischt Worte schallen net allei! Besser no, i kann eu gebe, was ihr verlont.“

„Dann hext’ uns rasch einen Braten her!“, platzt Eodora toll heraus, „mit gut Kraut und Kuchen und ...“

„Haltet ei! So geht’s do net! Was net da isch, kann i net bringe. Doch wat da ischt, mach i neu.“

Beide Frauen schauen sich wundernd in die Flamme. Da bringt Jarste vor: „Dann füllt uns doch den Topf da hinten!“, und sie zeigt in das Küchenregal, in dem die Behälter mit Verdorbenem stehen.

„Isch recht“, antwortet die Flamme. Sogleich springt Jarste zu jenem Krug, öffnet ihn – und er ist voller Linsen!

„Tut dasselbe mit diesem Krug – und jenem!“ – Und sie zeigen auf alle Behältnisse, die einmal Lebensmittel enthalten haben. Da zaubert die Flamme, was

ihr ausgemacht, als wäre nichts dabei. Fürderhin haben die Frauen genug zu Essen, dass sie einen großen Festschmaus abhalten, als gäbe es kein Morgen.

Nach einer Weile sind sie gesättigt und glücklich. Nun, da sie den Zauber verstanden haben, zeigen sie keine Scheu, ihn weiter zu gebrauchen: Eodora zeigt auf den verrosteten Helm und fordert die Flamme auf, ihn zu ersetzen. „Isch recht“, gibt der Geist von sich und plötzlich glänzt der Helm in alter Pracht, als hätte ihn ein Schmied gerade erst zusammengesetzt. Freudestrahlend setzt sie ihn sich auf den Kopf.

Da sieht die Behelmtete aus dem kleinen Fenster hinters Haus und schaut den Leichnam vom Alchemisten. Jarste, ahnend, was sie vorhaben könnte, erhebt sich. Doch bevor sie ihre Bedenken äußern kann, kommt ihr der Flammengeist zuvor, noch bevor Eodora ihren Willen aussprechen kann:

„Wasch geatmet, kann i net belebe.“

„Lasse nur, Eodora, uns fällt etwas Besseres ein.“ Und da wendet sich Jarste an die Flamme und bittet, dass die geschundenen, alten Kleider neu gemacht würden.

„Isch recht“, antwortet die Flamme abermals, und da sind nicht nur ihre ausgezogenen Kleider wieder geflickt und trocken, sondern auch alle Decken und Mäntel, Gurte und Schuhe, Hosen und Hemden, die in Schrank und Kommode gelegen haben. Hei, so rasch hat noch keine Frau ihre Kleider wieder angezogen!

Beinahe wiederhergestellt, bedanken sich die beiden bei der Flamme und sprechen „Geist, vergehe!“ Da ward es dunkel im Haus.

Das Scheusal

Rundum wohl sind die Frauen am Tag ihres Aufbruchs, geradezu erheitert und voller Hoffnung, dass der letzte Abschnitt ihres Abenteuers ihnen trotz aller Widrigkeiten genauso gelingen werde, wie bisherige Begegnungen zunächst aussichtslos, dann glücklich verlaufen sind.

Da der Regen nun endlich nachgelassen hat, legt Jarste alles für ihren Fortgang vor dem Haus beiseite: Bündel aus trockener Wechselkleidung, Säckchen mit allerlei Essbarem, das von ihrem großen Mahl übergeblieben ist; ihren Schild stellt sie dazu, Eodoras Helm und selbstverständlich die verloschene Kerze. Letztere legt sie ganz besonders behutsam auf die Taschen obenauf, dass sie

nicht zerbreche. Vielleicht wäre dann ihr hilfreicher Geist für immer fort? Ein letztes Mal geht Eodora im Haus auf und ab, durchwühlt noch einmal gründlich jeden Winkel. Nur von Labordingen lässt sie die Finger.

Tatsächlich entdeckt sie einen hinter das Bücherregal gefallenen Dolch. Seine schartige Klinge ist mit Schmutz und Weben überzogen, aber das Material ist rein und steif. Eodora will das testen und steckt den Dolch in eine Wandfuge, daraufhin sie daran hebelt. Es bricht aus der Wand ein weiter Span, doch die Klinge hat nicht einmal gefedert. In das Holz des Griffes sind Symbole eingelassen, die sie nicht kennt. Sich über den Fund freuend, steckt sie ihn zu den anderen Dingen in den Gürtel und sperrt das Häuschen gründlich ab. Dann greift sie sich zwei Taschen und geht neben Jarste mit.

Nach dem Regen kommt der Herbst. Ein Meer bunter Blätter, die meisten davon beim Sturm entrissen, bedecken den Boden, dass man kaum noch die Wurzeln erkennen kann. Jetzt, da der Regen vorüber ist, können sie weiter schauen und erkennen in der Ferne eine Lichtung, die sich bald zum Rand des Waldes weitet. Hier stehen sie am Beginn einer hügeligen Landschaft, die am Horizont von unerreichbaren Bergen gesäumt ist. Deren Spitzen tragen Schnee und stehen fürchtig in einer Linie, dass es so aussieht, als würde man aus dem Inneren eines Rachens durch ein riesiges, geöffnetes Maul schauen.

Mit gefülltem Magen geht die Wanderschaft gut voran, das Gepäck drückt wenig. Ob sie den schweren Schild nicht zurücklassen wollte, wird sie einmal von Eodora gefragt. Doch Jarste, die ihr Glück in der Stimme wiedergefunden hat, geht ein Lied über die Lippen, in dem sie singt: Ihren Schild möchte sie ebenso wenig hergeben wie die Gedanken an Stiefelchen. Beide seien ihr Eigentum.

Eodora kann diese Hingabe verstehen: Indem sie sich ihren glänzenden Helm aufstülpt und den Dolch immer wieder aus ihrem Gürtel zieht, fühlt sie Stärke und Kontrolle, spürt Selbstbewusstsein und Durchdringung. Wie ein unbeholfener Jüngling denkt sie, nur weil sie zwei Eisenteile bei sich trägt, dass sie ein Held sein könne; dass ihr der nächste Beutelschneider nur herkommen solle – sie würde ihm schon das Fürchten lehren! In Wahrheit sind Schutz und Angriff eine Illusion, wenn man weder mit Rüstungen noch mit Waffen, nicht einmal mit einem Dolch umgehen kann. Und doch ist es besondere Beute, denn sie entstammt einem Ort voller Wunder.

Wie sie den Hügel herabgehen, erspähen sie einen Wagen, der sich hinschleppt. Und wie sie weitergehen, erkennen sie eine Straße dazu. So eilen sie

hin, halten den Wagen an. Der Fahrer, der Schleifsteine, Jochgeschirr und Heu von Dorf zu Dorf verbringt, erschrickt angesichts der Aufwartung an Waffen, Helm und Rüstung. Dass er sie ein wenig mitnehmen könne, lässt er sich mit Vorräten bezahlen, derer die Frauen genug herumtragen: beste Linsen, Zucker und Gerstenkörner, dazu zwei Beutel mit getrockneten Gewürzen. Jarste gibt's gerne her, solange sie die Kerze sicher verwahren. Soweit reisen sie mit ihm, dass Eodora endlich einen Ortsnamen auf einem Wegkreuz wiedererkennt und sie sich von ihrer Mitreisegelegenheit trennen.

„Nun wird es nicht mehr weit sein“, verkündet Eodora, die von Stunde zu Stunde die Landschaft ihrer Heimat sieht. Hier und dort will sie schon gegangen sein, der Weg zum Dorf sey ihnen gewiss, Jarste brauche sich nicht zu sorgen.

Jarste bemerkt, dass sich ihre Gefährtin immer wohler fühlt. Eodora durchzieht ein Reiz der Zuversicht; eine Zuversicht, die sie gerne teilen wollte. Aber eine Heimat kennt sie schon lange nicht mehr. Und ohne Stiefelchen an ihrer Seite wird das, was einer Heimstätte am ehesten kommt, ohnehin nur das halbe Glück bedeuten. Eodora dagegen erzählt unablässig von ihrer Familie, von den Nachbarn und worauf sie sich besonders freue: Das markante Quetschen, wenn die Brunnenleier gedreht wird; die Keiferei zwischen Eseln und Kühen, die aus Platzgründen im selben Stall gehalten werden; der große Baum am Rand des Dorfes, auf dessen einen starken Ast sie gelegentlich kletterte, um über „Tal und Dorf Wache zu halten“, wie sie es nennt.

Eodora besitzt im Gegensatz zu Jarste eine lebende Erinnerung an einen Ort, an dem sie gekannt und geliebt wird. Ein Ort, der ihr Familie bedeutsam ist. Ein Ort, an dem man nicht zweifeln muss, wie man von den Einwohnern gesehen und behandelt werden wird. Um so einen Ort neidet Jarste.

Und endlich, als sie die Straße so weit fortgeschritten sind, dass die Umzäunung des Dorfes in Sichtweite kommt, da rennt Eodora voraus, ohne sich umzusehen, und lässt Jarste zurück. Dieselbst will aus dem Grunde nicht hinterhereilen, weil es ihr Dorf nicht sey, das sie begrüßen muss. Nein, Jarste horcht gespannt auf und achtet auf die Umgebung, denn ein schrecklicher Verdacht erstarkt in ihr. Bilder wie diese hat sie schon einige Male gesehen, lange bevor sie von Stiefelchen getrennt worden ist. Bilder, die durch ihre beunruhigende Stille etwas Unausprechliches verheißen.

In der Tat ist ihnen seit zwei Tagen niemand mehr auf der Straße begegnet. Auf den Feldern rund ums Dorf arbeitet kein Pflug, in den Gärten keine

Hacke. Viele Anpflanzungen sind tüchtig gewachsen, hätten zurückgeschnitten, gar geerntet werden müssen! Hasenschlingen, die man entlang des Weges ausgelegt hatte, sind nicht geleert worden. Der Sturm legte ein paar schlanke Bäume um, die liegen jetzt quer auf der Straße zum Dorf. Und wie Eodora noch ohne böse Gedanken darüber hinweggesprungen ist, bleibt die vorsichtige Jarste davor stehen: Sie wegzuziehen, hätte keine Mühe bedeutet!, denkt sie bei sich: Warum also lässt man's, wie es ist?

Sie beschleunigt ihre Schritte – rasch, rasch – der übereifrigen Eodora hinterher, dass sie nicht sehen und erleben muss, das Jarste je erlebt hat! Doch es ist zu spät.

Als Jarste sie eingeholt hat, steht sie neben Eodora am großen Tor, dem einen Zugang zum Dorf. Der Zaun ist unversehrt, und das ist das einzige. Stattdessen haben sie nun eine Wüstung vor sich, der keine Menschenseele länger innewohnt. Eine verstorbene Siedlung.

Eodora hetzt panisch durch alle Hütten, das dauert nicht allzu lange. Sie ruft und zetert, in Gedanken fassungslos, nach den Namen ihrer Angehörigen und Nachbarn, und muss doch feststellen, dass niemand ihr antworten will. Daraufhin geht sie Jarste an:

Was hier geschehen sey, will sie wissen. Jarste kann es ihr nicht sagen. Und Vermutungen will sie nicht anstellen. Wüstungen hat sie fürwahr viele gesehen; viele Dörfer waren zurückgelassen worden, weil sich des Krieges Frontverlauf hierher verschoben hatte. Doch von Krieg haben sie diesseits des Gebirges nichts gesehen. Ob die geheimnisvolle Krankheit, die einst Jarste vertrieben hatte, auch hier für die Wüstung verantwortlich war? Leichen gibt es aber nicht. Auch das Wasser im Brunnen ist nicht versiegt.

Man kann nicht einmal von Plünderungen sprechen. Keines der Häuser ist verbrannt, keine Türe eingeschlagen. Das Interiör steht tadellos, die wertvollen Dinge alle noch an ihrem Platz. An einen überhasteten Aufbruch ist nicht zu denken. Nur an Leben fehlt es.

Eodora versinkt angesichts dieses Anblicks in erschütternde Trauer und weint länger, als Jarste danebenstehen kann. Ihr die Hand tröstend auf die Schulter zu legen, sie zu umarmen, vermag nur wenig zu lindern. Eines jedoch lässt sie aus dem Klagsal erwachen: Dass sie ihr Abenteuer zuende bringen mussten, ihre Brüder zu retten. Dass sie mehr seien als ein Dorf mit Familie; dass sie einander gefunden und gewonnen hätten; dass ihre Schicksale zwar schmerzhaft seien, doch jung und unerforscht; sie nicht würden wissen können,

mit welcher Form an wiedergefundener Hoffnung sie in die Wirklichkeit zurückfinden.

Abends sitzen sie am Feuer, das sie in einer der verlassenen Behausungen entfacht haben. Zu ihrem Gemüse schmeckt ihnen die sogenannte ‚Obengelb‘, eine Blume mit essbarem Stängel, die so geheißen wurde, weil von ihren zahlreichen weißen Blüten allein die sonnennächste an der Spitze gelb blüht. Während sie an dem gegrillten Strunk lustlos nagt, spricht Eodora vom was-wäre-wenn:

„Hätte ich etwas ändern können, wenn ich nie fortgegangen wäre?“, klagt sie: „Was wäre, wenn ...“

Da erhebt der Kerzengeist das Wort, der im Übrigen nicht müde wurde, die anderen wissen zu lassen, wie er sich freut, etwas anderes als das Labor und den toten Meister zu sehen:

„Wasch wäre, wenn Ihr mi ni gefunden hätt? Noch immerfort würde i brenne auf dem kleine Tisch!“

„Da hat er recht“, pflichtet Jarste dem Geist bei. Sie bemüht sich seit einer ganzen Weile, ihre Freundin von allen falschen Schuldgedanken freizusprechen. Aber es ist gewiss nicht leicht für jemanden, der vor wenigen Wochen noch keinen Zweifel daran hatte, seine Lieben wiederzusehen. Jarste kann diesbezüglich abschließen, ihr geht es im Wesentlichen um ihren Bruder. Doch mit der Zeit ist ihr auch Eodora ans Herz gewachsen, und sie will ebenso wenig ohne sie weitergehen. Also tröstet sie, so gut es geht, hofft auf das Vergessen am neuen Morgen.

Eodora hatte kaum geschlafen. Wachgehalten von Albträumen darüber, dass das Zauberwesen aus den Wäldern die gesamte Dorfgemeinschaft entführt haben könnte, fasst sie nun neuen Mut und drängt zum Aufbruch. Das ist ganz in Jarstes Sinne.

Ob sie einen Plan hätten, fragt die eine die andere – und es herrscht Schweigen.

„Bislang waren unsere Erlebnisse kaum geplant. Das meiste muss man dem glücklichen Zufall zuerkennen!“

„Dann ist es nur Zufall, dass wir noch leben?“

„Ist es nicht immer Zufall, dass man noch lebt? Tausend Ereignisse können einen überraschen, ob man schläft oder wacht, ob man stark oder krank ist, ob man gebietet oder sich unterordnet. Alles ist unvorhersehbar.“

„Dann hoffen wir also weiterhin auf gutes Gelingen und gehen unvorbereitet in den Wald?“

„Sieh' dich um, Eodora: Hast du etwas anderes vor?“

Und Eodora schaut sich ein letztes Mal um: Die leeren Behausungen, die Stille auf dem Dorfplatz, die beschwerende Traurigkeit eines so entstellenden Anblicks: Was man gekannt, das ist nun tot und leer, und kommt nimmermehr zurück. Wo man sich an Gesichter und Stimmen erinnert, da stehen nun Türen offen, die der Wind schließen muss. Aus den verstaubten Fensterscheiben wird kein Mensch mehr heraussehen, und die Gärten werden verwildern, bis sich die Tiere darüber hermachen. Eines Tages wird dieser Ort so unsichtbar geworden sein, wie es ein Mensch ist, der auf dem Feld tot umgefallen und liegen blieb.

„Dies wird die letzte Etappe unserer Reise“, spricht Jarste Mut aus. Sie bewahrt noch immer einen Schluck Vernunft, während Eodora eher Rache bewegt. Angetrieben von der vermutlich irrigen Idee, dass ihre Familie und Nachbarn in ebendiesen geheimnisvollen Wald verschleppt worden seien, will sie dem Gerücht, dem Phantom mit gezogenem Dolch nachjagen. Vielleicht braucht man etwas von beiden – Vernunft und Zorn –, um das Abenteuer voranzubringen.

Um sich so wenig wie möglich zu belasten, lassen sie einen Teil ihrer Vorräte und Kleidung zurück. Während sie das Gepäck, vor Tierfraß und Regen sicher, in einem der Häuser verstauen, ist es ihnen unbehaglich – als täten sie umsonst: Würden sie je hierher zurückkehren, um das alles wieder abzuholen? Andererseits ließe sich behaupten: War der bevorstehende Weg ungewisser als jener zu König Detreus? Erst am Ende wird man erfahren, wie recht man mit der einen oder anderen Befürchtung hatte.

Die Wanderung geht langsam voran, denn es ist so: Zwischen Eodoras Heimatdorf und dem Gebirg, aus dem Jarste einst ohne Stiefelchen herabgekommen ist, liegt eine weite Ebene. Die Einheimischen nennen sie ganz unverblümt „ungenutzte Ebene“, denn sie ist, was sie ist: ungenutzt. Das liegt nicht etwa an schlechtem Boden oder einer anderen Unzulänglichkeit, sondern allein an der Nähe zu eben jenem geächteten und gefürchteten

Wald, der gleich am Rand der Ebene beginnt und bis hinauf in die Berge wächst. In jenem Wald ging einst Unferd, Eodoras Bruder, auf eine Jagd ohne Wiederkehr. Und so wagen die Dorfbewohner diese Ebene ungerne bewirtschaften. Während die Mutigen immerhin ihre Schafe dort grasen lassen, vermeiden die Abergläubischen selbst einen Blick in diese Richtung.

Auch für Eodora ist es das erste Mal in ihrem Leben, dass sie diese Richtung einschlägt. Sie wusste eigentlich nie, was es hieran zu fürchten gab, denn das Gras war nicht anders beschaffen, der Boden nicht weicher oder härter, der Wind nicht frischer, die Sonne über den Bergen nicht greller. Trotzdem hatte sie seit Kindheitstagen gelernt, auf die Weisheiten der Alten zu vertrauen. Sie stimmten in beinahe allen Belangen. Anderes, etwa deren Ratschläge zu Liebelien, wollten die Heranwachsenden gerne überhören.

Jarste geht ebenso fürchtig, aber nicht trödelnd, in Richtung der Berge. Vier Tage hatte sie damals vom Weiher zum Dorf gebraucht; vielleicht könnten sie es jetzt in drei Tagen schaffen. An jede Einzelheit glaubt sie sich zu erinnern, beispielsweise beim Queren eines Bachs oder jene Felsengruppe dort. Für Eodora bedeutet dies immerhin, dass sie auf dem richtigen Weg seien.

Am Ende der Ebene betreten sie am dritten Tage den Fuß des Berges. Die Anhöhen werden steiler und bewaldeter; vereinzelt zieren Schuttfächer aus Geröll den anklingenden Bergwald. Wasser plätschert nun lauter, denn es muss an dieser Stelle viele Stufen überwinden, sich durch die Felsen schneiden, in Kesseln zusammenlaufen, ehe es sich in den beruhigten Bahnen eines lebensalten Wassers auf der Ebene verteilt. Ein letztes Mal wollen sie hier rasten, ehe sie den Wald betreten.

Als es dunkelt, ruft man den Kerzengeist mit „Geist, erwache!“ herbei.

„Isch recht“, antwortet die Flamme – wie immer.

Ihr kleines Licht flackert an diesem Abend eifrig hin und her, lässt sich aber nicht ersticken. Der Geist hat wohl seinen eigenen Willen, reagiert ja in seiner eigenwilligen Art, ob nun mit oder ohne Sprachfehler, allein auf Zaubersprüche. Vielleicht ist es das, was die beiden Frauen so ruhig schlafen lässt, obwohl sie sich diesmal um kein Feuer scharen und keinen Unterschlupf haben. Beide lehnen sie an einem umgestürzten Baumriesen am Rand des Waldes, und die Kerze steckt zwischen ihnen in einem Astloch: Etwas Magisches bei sich zu wissen, kann offenbar ungemein sicher und tief schlafen lassen.

Noch vor Sonnenaufgang verlöschen sie das Licht mit ihrem Wort; ohne Unterlass hatte es die ganze Nacht für sie gebrannt und Wache gehalten. Eodo-

ra schmunzelt bei dem Gedanken, der kleine Flammgeist hätte in der Tat Alarm schlagen können, wenn sich irgendeine Gefahr nähert.

So gehen sie fort, immerfort, den bewaldeten Hang hinauf und folgen Jarstes Eingebung, die sich an alles erinnern will: Die Belaubung, die Höhe der Wurzeln, die Anordnung der Felsen, die Farben der Pilzhüte. Das schafft Vertrauen, doch insgeheim wäre Eodora ihr sowieso überallhin gefolgt. Jarste wird zunehmend aufgeregter, umso mehr sie sich dem verfluchten Weiher nähern. „Es ist nicht mehr weit!“, ruft sie immerzu und geht schneller, dass Eodora kaum mithalten kann.

In Eodoras Augen gibt es nichts zu fürchten: Der Wald ist ihr wie jeder andere, der in allen Richtungen rund um ihr Heimatdorf wächst. Da gibt es nichts zu wundern oder zu fürchten! Und hätte sie es sich getraut, hätte sie das schon viel eher wissen können! War es am Ende wieder so eine Sache, bei der die Dorfältesten Unrecht behielten? Sie mögen ja gut Wort gehabt haben beim Feilschen, beim Vormachen im Korbflechten, Sticken, der Bevorratung und Haltbarmachung. Aber beim Wald müssen sie sich geirrt haben. – Wer konnte schon sagen, wie lange sie die Legende vom unheimlichen Wald durch die Generationen tragen, ohne ihn je selbst gesehen zu haben.

Nicht zu leugnen ist allerdings Unferds Verschwinden. Dafür schämt sie sich, dass sie für einen Moment daran dachte, er könnte sich bewusst davongemacht haben: Einfach immer in dieselbe Richtung, über die Berge hinweg, bis die Schuhe durchgetreten sind. Vielleicht lebt er sogar noch? In einer anderen Stadt, mit anderem Beruf, seine Vergangenheit abgebrochen, seine Schwester vergessen? Eodora würde das lieber glauben als die Alternative. Denn es gehört zu den schlimmsten Dingen, die man einem Menschen antun kann: ohne Nachricht vorsätzlich oder gegen den Willen zu verschwinden.

Und endlich – endlich betreten sie atemlos jene Lichtung, an die sich der verwunschene Weiher in seiner trügerischen Stille anschließt; jenes verachtenswerte Wasser, das Jarste so viele Tränen, und Eodora so viele unsägliche Mühen abverlangt hatte.

Beide Frauen verweilen in der Nähe des Ufers, in sicherer Entfernung, ohne sich heranzutrauen. Wenn es stimmt, was Jarste beobachtet haben will, dann will auch Eodora sich zurückhalten. Schließlich mag sie das stille, unscheinbare Wasser nicht länger meiden und geht voran, obwohl ihr Jarste geängstigt hinterherrscht. Eodora, in ihrem charakteristischen Übereifer, befindet, dass man sich ebenso vor einem beliebigen Stein hätte fürchten können, ein

Dämon springe daraus hervor! Endlich kommt auch Jarste nachgelaufen und beide stehen jetzt einen Schritt vom Nass entfernt.

Gerade geht die Sonne auf. Sie steht hinter ihnen, sodass sich ein langer Schatten ihrer selbst auf der Wasseroberfläche, die in ihrer Ruhe einem Spiegel gleicht, ausbreitet.

„War es so nicht prophezeit?“

„Dann folgen wir also unseren Schatten? Nur wohin? Ich kann nichts sehen!“

Ebenso spiegelglatt die Oberfläche ist, ebenso trüb das Wasser, dass man keine Handbreit hineinsehen konnte. Was würde sie erwarten? Hatte Sonti dasselbe gesehen, ehe der Wasservogel nahte?

Ängstlich schaut Jarste zu jeder Richtung, ob ein ebensolches Tier zu sehen sey. Derweil bückt sich ihre Freundin und hebt etwas vom Boden auf – sie hält einen dunkelbraunen Holzknopf in die Luft, aus seiner Durchlochung hängen die Reste eines Garnfadens.

Wie sich Jarste danach umdreht, erkennt sie das Relikt sogleich als einen von Sontis Knöpfen. Sie kann sogar sagen, dass es der oberste Knopf seiner Jacke war, denn sie hatte ihn im letzten Sommer dort eigenhändig angenäht. Und als sie den Knopf endlich selbst in der Hand einschließt, da schießen ihr Tränen in die Augen, dass sie sie abwischt und von ihrem Finger tropfen. Einer der Tropfen fällt in den Weiher und wirft kreisförmige Wellen, wie ein hineingeworfener Stein. Die schlanken Wellen türmen sich nach und nach auf und verbreiten sich über die gesamte Fläche, daraufhin sich die Trübe verflüchtigt, als würde man eine verdreckte Fensterscheibe putzen.

Staunend schauen beide gen Wasser, auf dessen Grund sie nun zu sehen vermögen. Ganz unten, inmitten der Tiefe, erkennen sie einen dunklen Bereich, vielleicht den Eingang einer Höhle.

„Es wirkt! Jarste, Ihr habt es vollbracht! Euer Bruder hat uns gut Rat getan, wir sollten ihn auch weiter befolgen!“

Jarstes Angst will der Euphorie aber nicht hinreichend weichen. Sie sieht den Zauber, den offensichtlichen Zauber einer Welt, die sie nicht verstehen kann. Wonach ihr verlangt, ist ihr Bruder, nicht mehr und nicht weniger. Eodora mag sich der Faszination über das beeindruckende magische Spiel der Elemente hingeben, doch Jarste kann und will das nicht.

„Wie weiter? Sprach euer Bruder nicht von einem ‚zweiten Tropfen‘? Ihn in den Mund zu nehmen, um unter Wasser zu atmen? Das trifft sich gut, das wollen wir tun!“

Und Eodora nimmt mit ihrem Finger einen Tropfen von Jarstes Wange und leckt daran. Dann schreitet sie ins Ufer und schwimmt hinaus. Einige Längen vom Ufer entfernt, taucht sie dem dunklen Fleck am Grund entgegen. Jarste folgt ihr gleichermaßen widerwillig wie bereitwillig, und sollte erkennen, dass sie in der Tat unter Wasser atmen kann wie jederzeit an Land. Das klare, kaum wahrnehmbare Wasser erweckt den Eindruck, man würde nicht tauchen, sondern fliegen, immer einem dunklen Ziel entgegen, das größer und bedrohlicher wurde, und am Ende sich als Unterwasserhöhle offenbart. In diese tauchen sie ohne Umweg hinein, durchschwimmen einen kurzen Tunnel und von dort wieder hinauf, bis sie wieder an die Oberfläche gelangen.

Sie befinden sich jetzt in einer weiteren Höhle, finster, kaum einzusehen, in deren einen Hälfte der Unterwasserzugang endet. Von hier sind es nur zwei-drei Schwimmzüge, bis sie auf einem Strand aus grauen Kristallen herausklettern und ihre Ausrüstung ablegen.

Geist, erwache!“, ruft Eodora und hält die Kerze vor sich hin. – „Isch recht“, spricht die Stimme in der Dunkelheit. Da ward ein Licht an einem Ort ausgebreitet, der nie zuvor so viel Licht gesehen hatte. Der Schimmer des Feuers reflektiert an den glatten, klammnassen Wänden, wie auch ihr leises Atmen als Echo wiedergehallt wird. Ein anderer Schimmer wirft Licht ins unstete Wasser, lässt es glitzern und unheimlich wirken, dass den Frauen ein Schaudern über den Rücken fährt. Umso rascher schütteln sie sich ab.

Bald nehmen sie die Hände vor das Gesicht, um zu erkennen, was daran klebt: Graue Kristalle, zu Unzähligen, sich verdickend wie Asche und kaum abzustreifen. Widerlich und abstoßend, dieses Gemenge, das ebenso muffig riecht wie die Luft in jener Kammer. Jarste stellt sich vor, dass seit hundert Jahren keine frische Brise mehr hier eingedrungen ist; dass alles noch so blieb und erstarrte wie zu einer Zeit, die lange vor unserer Vorstellung liegt.

„Sollen wir nach Sonti rufen?“, flüstert Eodora. Doch Jarste schüttelt vorsichtig den Kopf, ohne sie anzusehen. Entsetzt starrt sie in die Endlosigkeit dieses namenlosen Unterreichs, in der sie kaum ermessen können, was sie erwartet.

„Halte besser deinen Dolch vornüber gegürtet, Eodora!“, ruft ihr Jarste zu, die selbst den Schild hochnimmt und kleine Schritte macht. Abermals lassen sie einen Teil ihres ohnehin feuchten Gepäcks zurück und bereiten sich auf das Ungewisse vor: Nebeneinander, Eodora mit Dolch und Helm bewehrt, die Kerze vor sich hertragend, die sie um Schweigsamkeit ermahnen; und Jarste, die sich hinter dem großen Schild deckt und sich fragt, ob sie damit jeder gegenübertretenden Gefahr beikommen wird. Denn wenn die Botschaft stimmt, dann würde erst der ‚dritte Tropfen‘ das namenlose Unwesen vernichten. Nur würden ihre Tränen anstelle Durnitals Tränen ausreichen? Sie kämpften immerhin nicht gegen Banditen, die man mit Geschick und Stärke durchaus verletzen und töten konnte. Nein, hier lebte etwas, das konnte sich in einen Wasservogel verwandeln, das lebte in einer versteckten Höhle, verborgen unter einem verzauberten Weiher! Ein Magier gehört ihrer Gesellschaft nicht an, der vielleicht die richtigen Waffen besitzen würde. Immerhin eine magische Kerze, aber was konnte die schon außer reden und Licht spenden?

Nun, das Licht hat den Tapferen noch nie geschadet: Es kommt, dass sie eine verwitterte Treppe entdecken, die führt hinauf zu einem Portal in die dahinterliegende Dunkelheit. Einen anderen Weg gibt es aus dieser Kammer nicht.

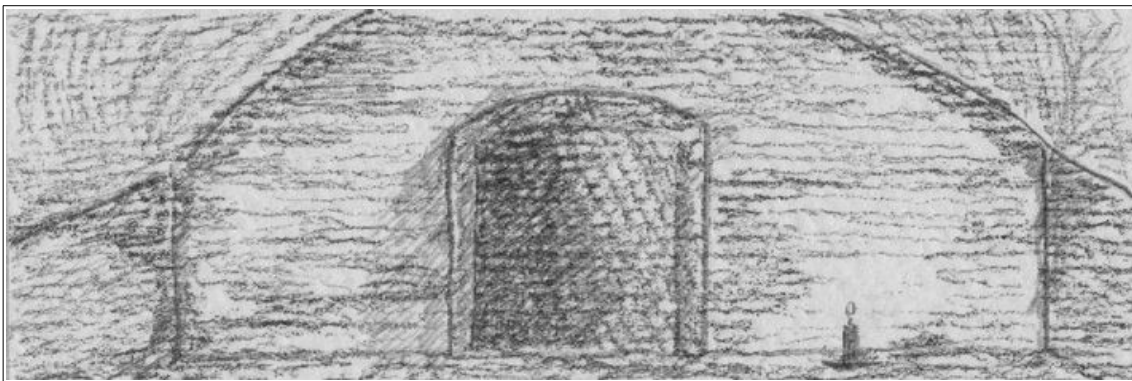
So schreiten sie die alten, grob aus dem Felsen zugehauenen Stufen hinauf, die so breit sind, als wären sie für etwas viel Größeres als einen Menschen gemacht. Mit dem Durchgang erreichen sie eine Galerie, ebenfalls aus dem Stein gehauen, und zu beiden Seiten von kurzen, freistehenden Pfeilern gesäumt. Am Kopfstück der Stelen finden sich Einkerbungen, jede einander anders und von unbekannter Schrift. Sie umrahmen in einem Abstand von vier Schritten die düstere Galerie zu einem Ehrfurcht abverlangenden Kunstwerk: Eine Arbeit, die eine Ewigkeit gedauert haben muss und doch niemals fertig war. Die Galerie manifestiert geradezu die Unzufriedenheit ihres Schaffers, der da gemeint haben muss: „So großartig und vollendet ich jede Einzelheit auch hause – sie wird nicht mir gefallen, und damit auch niemand anderem!“

Doch Jarste und Eodora bewundern die Eleganz, die, ihrer Ansicht nach, bedauernswerterweise an so einem Ort ungesehen verkommt. Sie erahnen noch ähnliche Begegnungen, ein Labyrinth vermutlich, und dass sie lange Zeit zu-

bringen würden, um Stiefelchen aufzufinden. Andererseits – was hatten sie erwartet? Dass sie zum Weiher zurückkehren und der verschollene Bruder ihnen offen dargeboten? Dass sie einen wachenden Wichtel erschlagen müssten, nicht schwerer, als sie einen wilden Eber erschlagen?

„Es musste ja so kommen ...“, murmelt Eodora, was Jarste trocken und konzentriert kommentiert: „Achte nur auf das Licht nach vorn!“

So trägt sie es voran, leuchtet Schritt um Schritt, Stele um Stele aus, bis sie an das Ende der Galerie gekommen sind. Jarste will von ihrer Anspannung nicht ablassen, während Eodora, in kämpferischer Auseinandersetzung unerfahren, ihren Dolch wieder abgeseht, um den Arm zu entlasten.



Von hier an eröffnet sich ein unüberschaubarer Raum, weit größer als alles bisher Gesehene. Unter dem Weiher, unter dem gesamten Wald, scheint ein unerforschtes, weitläufiges Netz aus Höhlen und Gängen zu bestehen, das sie nun zu erkunden stöhnen. Denn eines hat die Kerze zum Nachteil: Sie beleuchtet sie, ihre Schritte und gegebenenfalls den nächstgelegenen Feind. Doch alles, was sich weiter entfernt verbirgt, bleibt stumm und schwarz. Eine Fackel wäre wohl nützlich gewesen – doch wie hätte man sie trocken durch den Weiher gebracht?

Da ist ein schmaler Steg, der führt über einen Abgrund, dessen tiefster Punkt nicht zu erkennen ist. Eodora tritt einen Stein hinein, der fällt und fällt, und poltert erst heraus, als sie im Inneren ihre Lebensjahre durchgezählt hat. Sie passieren den Steg, folgen einem Weg entlang einer Mauer, dann eine weitere Treppe hinauf. Von irgendwoher plätschert Wasser auf den nackten Stein.

Wie erschrecken sie, als sie plötzlich vor einer kleinen Zelle stehen, einer Einbuchtung mitten in der Höhlenwand, kaum so hoch, dass sich darin aufrecht stehen ließe! Hätte man ein Gitter vorn anbringen wollen, wäre es eine richtige Gefängniszelle gewesen! Eodora hockt mit der Kerze nieder, sucht am Boden

nach Überbleibseln. Dabei ist das gar nicht nötig, denn nicht weit entfernt gibt es eine weitere Einbuchtung, dann noch eine. Alle sind verlassen, kälter und dunkler als die bisherigen Gewölbe.

Dieser Anblick lässt Jarste so sehr verzweifeln, dass sie pochenden Herzens den Schild senkt und mit kraftvoller Stimme in die Dunkelheit ruft:

„Sonti! Sonti, ich bin hier!“

Der Widerhall bricht erschütternd an jeder Fläche und drückt knallend gegen die Ohren. Sie warten einen Moment und lauschen in die Dunkelheit dieses Unterreichs.

Ein entferntes Klappern antwortet; ein Geräusch, als würden Stöckchen oder Knochen gegeneinanderstoßen. Sie drängen sich in drei kurzen, unregelmäßigen Einzelklängen, dann verstummen sie. Jarste und Eodora schauen einander an, unschlüssig, das Gehörte dem Guten oder Bösen zuzuordnen. Immerhin haben sie jetzt ein Ziel, dem sie nachgehen wollen.

„Ob Unferd noch lebt? Ob sie beide das hier gesehen haben?“ – „Ich weiß es nicht“, antwortet Jarste, ohne von ihrer Aufmerksamkeit abzuweichen, „aber wir werden sie beide retten.“ – Dass sie diese Gewissheit heuchelt, ist Eodora keineswegs verborgen. Aber sie überhört ihre Skepsis, um sich zu beruhigen.

Endlich erblicken sie am Ende einer weiteren Durchdringung, vorbei an zahllosen leeren Zellen, ein winziges blaugrünes Licht, das mitten im Raum zu stehen scheint. Wozu es gehört – ob zu einer Laterne, einer Flamme oder einem Zauber – können sie nicht sehen. Also gehen sie weiter darauf zu. Das Licht reflektiert über eine Wand aus einer seitlich gelegenen Kammer, die sie betreten. Und dort ist er:

In der Mitte des Gewölbes, etwa auf Höhe ihrer Köpfe, schwebt Sontis Körper wie von Geisterhand, eingehüllt in eine blaugrün schimmernde Aura, die wohl sein Schweben und auch seine Starre bewirken. Denn er treibt wie im Wasser durch die Luft, die Augen fest geschlossen, der Mund geöffnet wie im Schrei – doch sonst offenbar unversehrt! Er trägt Kleidung und sein Kurzsword am Gürtel, eben so, wie er zuletzt am Ufer des Weihers gesehen wurde! Ob er noch lebt? Er musste einfach! Ein Atmen ist nicht zu erkennen, doch wenn er tot wäre, hätte er anders, ‚toter‘, ausgesehen.

Eodora steht ebenso gebannt da und starrt Sonti an. In ihr schwelt die Frage um die Erfüllung ihrer Erwartungen. Sie hatte durchaus gehofft, an Sontis Rettung mithelfen zu werden; und wenn er errettet worden wäre und man wäre heil aus allem herausgekommen, musste man sich ja zwangsläufig einander

vorstellen, dankend in die Arme fallen und all das. Darüber hinaus stellte sie sich Jarstes Bruder aber auch in ihren Gedanken vor: Selbstverständlich hatte Jarste alles über ihn erzählt, bis hin zur Farbe seiner Augen. Und Eodora, wie es die jungen Frauen eben so tun, hielt Rücksprache mit ihrer Eitelkeit, ob sie einander gefallen könnten. Immer wieder stellte sie sich vor, er sey ein stattlicher Mann, den zu lieben es wert wäre. – Nun steht sie vor eben so einem stattlichen Kerl, stämmig gebaut und gutaussehend, mit einem Gesicht zum Verliebten und starken Armen und Händen zum Hingeben. Er schwebt über ihr wie ein unerfüllter Wunsch – zum Greifen nah! Und wenn sie sich nur ein wenig anstrenge, dann würde er auch ihre Leistungen anerkennen; dann könnte er sich auch in sie verlieben.

Jarste treibt diese Art Gedanken freilich nicht; sie verbindet die mehr oder weniger offensichtliche Liebe zwischen Geschwistern, die nur zu gerne durch Neckerei und gestellte Abschätzigkeit wie belanglos behandelt wird. Tatsächlich existiert zwischen ihnen eine bemerkenswert feste Bande, wie sie einem romantischen Paar möglicherweise am nächsten kommt. Bei seinem Anblick schlägt auch ihr das Herz auf, und ihr Gesicht formt gleichermaßen Bestürzung wie überschwängliche Freude über den zurückerhaltenen Bruder.

Nun stellt sich die Frage: Sollen sie es wagen, durch das seltsame magische Licht nach ihm zu greifen? Ist nicht anzunehmen, dass sie ebenso in Starre fallen könnten, wenn sie die blaugrüne Aura berühren?

Ungewohnt zornig lässt Jarste den Schild fallen und prescht vor. Sie hat genug von der ganzen Magie, die sie so lange von ihm abgehalten hatte; genug der Legenden und Tränen, Piraten und widrigen Hecken; genug des Weges und der durchgetretenen Schuhe; der Plackerei, des Hungers, der Wunder. Sie ist Vernunft und Ehrlichkeit gewohnt. Alles, was sie will, das ist ihr Bruder, und dieser Entschluss lässt sie leichtfertig handeln.

Glücklicherweise nimmt das Licht keinen Einfluss auf sie, als sie nach ihm greift und an seinem Arm zerrt. Er bewegt sich langsam in Zugrichtung aus dem leuchtenden Feld heraus, so beschwerlich, als würde er festhängen. Da fasst auch Eodora Mut, stellt die Kerze auf den Boden und zieht ihn am anderen Arm. Gemeinsam bringen sie ihn voran, dass er aus dem Lichtschein geradezu herausstolpert, auf dem Boden landet und sich das Leuchten verflüchtigt. Nun schimmert nur noch die verzauberte Kerze.

Noch benommen, beginnt der Befreite wieder selbst zu atmen. Die Frauen knien an seiner Seite, die Erweckung zu beobachten; mit den ersten Worten sei-

ner Dankbarkeit sich seiner Genesung zu vergewissern. Doch mit der Zunahme seiner Lebendigkeit, der Verstärkung seines Atems, erwacht auch etwas anderes in den unendlichen Katakomben des Unterreichs: Ein Surren geht voraus und schallt durch alle Gänge, gefolgt von einem schweligen Brausen, einem Gewirr aus unterschiedlichen Tönen, die alle zusammen eines gemeinsam haben – sie kündigen eine bevorstehende Bedrohung an.

Wie erschrecken sie, als die Geräusche lauter werden, so rasch, dass kaum Zeit für ein Schreien bleibt. Denn plötzlich steht eine beängstigende Gestalt in der Kammer, so unerwartet, als wäre sie aus der Felswand herausgetreten.

Es war wohl gut, dass die Kerze nur wenig erhellt: Denn das, was sie sehen, ängstigt Jarste und Eodora zur Sprachlosigkeit: Etwas, das in Form einer Frau gekommen ist, obwohl es keineswegs ein Mensch sein konnte. Etwas, das so groß wie die anderen erscheint, doch viel größer sein muss. Etwas, das weniger gefährlich und bössartig aussieht, als es tatsächlich ist.

In die Fetzen eines verdreckten Umhangs gehüllt, verharrt die hagere Gestalt in Unbeweglichkeit. Erst als sie sich zum Sprechen vorbeugt, fällt etwas Licht auf ihr Gesicht: Mit toten Augen, beschmutzter Stirn und Wangen, die Haare licht und grau wie Asche, gefasst von einer um den Kopf gelegten Schlinge aus vertrocknetem Geäst; Mund und Ausdruck leer, die Glieder kraftlos herabhängend, der Rücken gewölbt und doch gespannt; ganz ohne Schmuck oder Hautzeichnungen, Narben oder Schäden verweilt das Gespenst als Wächter seines Reichs:

„Was – tut sich – hier?“, zischt es, mehr fauchend, zu den Eindringlingen. Es überrascht wenig, dass die Stimme nicht einmal der eines Menschen ähnelt. Die Worte sind so scharf ausgestoßen, dass es sich anfühlt, als sollten sie Glas zerschneiden.

Jarste erhebt sich langsam, doch bestimmt, fest entschlossen zu verteidigen, was sie gerade erst zurückgewonnen hat. Aber dazu muss die Kreatur erst überwunden werden. Denn eines ist allen Beteiligten bereits jetzt unzweifelhaft bewusst: Sie würden nicht ohne Kampf von hier fortgehen können; und die Kreatur wiederum, die Quelle allen Albs und Verzweiflung, würde alles daran setzen, sie hierzubehalten.

„Du Scheusal! Sprich’, was mit meinem Bruder geschehen ist!“, springt Eodora auf, dass Jarste sie zurückhalten muss. Die Kreatur wendet sich der Frage zu, nicht weniger leidenschaftslos als bisher:

„Euer Bruder ... – Ihr riecht – wie er.“

„Unferd ...“, presst Eodora so angespannt heraus, dass ihr der Kopf platzen will. Dann war er doch hier gewesen; war in die Fänge des Scheusals geraten!

„Ach, Kind, – Was mir vor – so langer – Zeit begegnet, – ist längst – verzehrt. Wie ihr seht, – sind meine – Vorratskammern leer.“

Für Jarste fühlt es sich wie das Gespräch mit einem Raubtier an; einer Abartigkeit der Natur, die wie ein Uhu von allen anderen Tieren der Umgebung gemieden wird; die nicht gern gesehen wird; über die man nicht redet; die sich selbst in einer Höhle verkriecht und nur dann und wann zur Jagd ausrückt; um schließlich, möglichst lange ungesehen, von der Beute zu zehren. Stiefelchen hatte wohl Glück, denkt Jarste und schaut auf ihren Bruder, der das Bewusstsein wiedererlangt hat und die Worte fassungslos mitangehört hat.

In diesem Moment erkennt Eodora die Gelegenheit, auf die sie immer gewartet hatte: Ihre persönliche, selbstlose Tat zugunsten ihres Seelenheils. Da das Scheusal zwar etwas Abstoßendes, doch keine magische Erscheinung ist, glaubt Eodora, könne das Wesen auch getötet werden, damit keiner anderen Person Bruder jemals wieder verschwinden wird. Das Scheusal ist nämlich nicht wie eine Naturgewalt – etwa eine gefährliche Klippe oder eine Stelle mit starker Strömung im Fluss, an der hin und wieder Unvorsichtige zugrunde gehen!; nein, dieses verabscheuungswürdige Ding, das in der Ecke auf Frischfleisch lauert, ist ein bewusst handelnder Feind, etwas unsagbar Böses. Und würde ihm ein anderes Schicksal widerfahren als die ewige Verdammnis in der Dunkelheit – es wäre falsch und ungerecht.

Da stürmt sie, den behelmteten Kopf wie einen Rammbock nach vorne gerichtet, auf das Scheusal zu, fährt ihr in den Unterleib, dass sie stöhnend einen Schritt zurückweicht. Derweil hebt Eodora an, zückt den Dolch aus ihrem Gürtel und stößt ihn in des Scheusals Brust. Zu aller Erstaunen scheint das dem Wesen keinen ernsthaften Schaden zuzufügen. Mehr noch, das Scheusal zieht den Dolch eigenhändig aus ihrem Fleisch und zerbricht ihn in einer Hand wie man es mit einem trockenen Zweig tun könnte. Eodora erkennt jetzt außerdem, dass der Verletzte ein zusätzlicher Dorn an jeder Hand herauswächst, gekrümmt und angeschliffen wie das Beizeisen eines Steinmetzen.

Durch die Attacke aufgefordert, nimmt auch Jarste schleunigst ihren Schild hoch und hält ihn deckend vor sich und die anderen. Doch die Kreatur verschwindet in der Dunkelheit ebenso spurlos wie sie erschienen ist.

Gerade wollen die Drei die Gelegenheit nutzen, um sich aufzumühen und die Kammer zu verlassen. Da springt das Scheusal wie aus dem Nichts auf Eodora zu, schnappt sie mit ihren Klauen und wirft sie gegen die Wand. Jarste schreitet ein und drängt sie mit dem Schild davon, mit mehreren harten Schlägen gegen Leib und Haupt, immer gedeckt vor ihren unermüdlichen Krallen, dass sie abermals im Nichts verpufft.

Diese Pause gereicht Jarste sich zu erinnern, was Sonti ihr im Traum mitgeteilt hatte: Dass ein dritter Tränentropfen ihr Ende bedeuten könnte. Jedoch, wie sollte sie das Scheusal damit benetzen, wo es sich so schlagartig aufzulösen und zu erscheinen weiß?

Nun geht es Sonti an den Kragen, der sich mit dem Kurzschwert in der Hand aufgestellt hat. Er und seine Schwester haben die bewährte Kampfhaltung, Rücken an Rücken eingenommen, und dies ist ihnen nun von Vorteil: So wie das Scheusal abermals klauenschlagend vorsprescht, hiebt er mit dem Schwert zurück, dass es wimmernd weicht. In diesem Moment greift Eodora geschwächt und benebelt nach ihrer Tasche, zieht das Fläschchen mit dem Giftpulver hervor und schleudert es wie einen Stein auf die Kreatur. Das Glas zer springt zu einer Wolke roten Puders, die sich auf den Feind legt, der, sichtbar vor Unbehagen gekrümmt, noch weiter zurückgeht. Das Pulver, das einst den Tod des Alchemisten bedeutet hatte, sollte nun auch der Kreatur zum Verhängnis werden. Aber sie starb daran nicht, sondern entschwindet ein weiteres Mal in die ewige Finsternis.

In einem letzten Akt, kaum dass die Verteidiger durchatmen konnten, eröffnet sich das Wesen unmittelbar vor Sonti, so überraschend, dass ihm keine Zeit zur Gegenwehr bleibt. Es prankt ihm die Waffe aus der Hand und stößt ihn rückwärts gegen die Felsen, dass er blutüberströmt leblos liegen bleibt. Sodann schnappt das Scheusal nach Jarste und bekommt sie endlich zu fassen. Mit einer unnatürlich großwüchsigen Klauenhand würgt sie ihren Hals, zieht sie mit unmenschlicher Kraft an sich, dass sie ihren Schild geschwächt fallen lassen muss.

„Dein Ende ist – gekommen“, faucht das Scheusal siegessicher und drückt ihren Hals umso enger zusammen. Keine Spur der Schwächung offenbart das Biest; im Gegenteil: Ihre tiefen Augen versprechen unermessliche Bosheit und Rache gegenüber denen, die sich ihr widersetzt haben; unmissverständlich betont sie mit allem, was sie wiedergibt, ihre Überlegenheit gegenüber einem so kleinen Anliegen wie der Rettung eines Bruders oder einer Schwester.

Ein letztes Mal schaut Jarste zu ihrem wie tot daliegenden Bruder Sonti. Hatte ihr Eingreifen letztlich sein tatsächliches Ableben bewirkt? War nun alles vergeblich? Da drängen sich, von Schuldgefühlen ausgelöst, Tränen in ihre lieben Augen, rinnen die Wange hinab bis zu ihrem Mundwinkel und sammeln sich an. Jarste öffnet den Mund ganz unmerklich und lässt ihre Tränen darin einfließen. Tropfen um Tropfen finden sich unter ihrer Zunge zusammen, bilden eine immer größer werdende Menge.

Jetzt, da das Scheusal ihren Jagdtrieb mit einem Biss in Nacken, Hals oder Gesicht zu beenden trachtet, hebt sie Jarste weiter an, presst und würgt sie, bis ihr die Augen herausquellen, bis sie rot anläuft vom Herzen bis zur Stirn. Nur noch wenig Luft saugt sie durch ihre Nase, dem Bewusstseinsverlust nah, das Wahrgenommene dümmlich und finsterner als eh.

Da plötzlich erklingt eine unerwartete Stimme:

„Mög’ freie Wille das Herz erstarke!“

Des Kerzengeists Stimme scheppert ungewohnt laut, wohl verstärkt durch das Echo an den eng stehenden Wänden, sodass das Scheusal überrascht herumfährt und in alle Richtungen giert. Diesen Augenblick der Ablenkung nutzend, nimmt Jarste ihren letzten Atemraum beisammen und speiht mit der Gewalt eines Wasserfalls die in ihrem Munde gesammelten Tränen inmitten des Scheusals abstoßende Fratze.

Da lässt es ab, wie vom Blitz getroffen, lässt fallen die gemarterte Jarste, die endlich wieder atmen kann, und stößt einen markerschütternden Schrei aus. Der allein mochte Tote wiedererwecken, aber es reicht wohl zu sagen, dass die Erde bebte. Das Scheusal, sich eben noch unverwundbar zeigend, zerschneidet mit den Klauen das eigene Gesicht in Fetzen, als wolle sie das auf sie Gespritzte abschälen. Doch aller Eifer hilft nichts – das Scheusal verendet elendlich, als habe man es eigenhändig ins Feuer gestoßen. Brocken ihres Fleisches sprühen herum, so als hätten ihre klauenbewehrten Hände ein Eigenleben; als folgten sie nur einer Anweisung, nämlich, sich der aus Liebe geweinten Tränen um jeden Preis zu entledigen, dass sie ihr nicht schadeten. Dabei zerreißt sich das Wesen, rollt immer wieder am Boden herum und kreischt, bis sich nichts mehr regt, als der von einem Lufthauch angestoßene Kleiderfetzen, den sie getragen hatte.

Es ist ein großer Sieg, und Eodora weiß das, sowie sie sich aufrafft und nach dem toten Häuflein schaut. Mit einem Blick des Ekels betrachtet sie den blutigen Klumpen Böses, wünscht ihm allen Unfrieden und das Leid, das sie in

ungezählten Jahren denjenigen angetan, die immer wieder auf die Rückkehr ihrer Lieben gewartet hatten; die in Wirklichkeit aber als Vorrat wie lebendes Vieh in den unterirdischen Zellen gehalten wurden, um schließlich ... – nun, jede weitere Vorstellung wäre der Würde zu wenig, die den Opfern zusteht.

Derweil sitzt Jarste neben dem leblosen Körper ihres Bruders. Sie ruft ihn laut an, sie fasst seinen Kopf mit beiden Händen, streicht durch sein Haar, hört an der Brust nach seinem Herzschlag. Doch Sonti ist so tot wie das Scheusal.

„Könnt Ihr nicht ...“, wimmert sie, „Lieber Geist in der Kerze! Könnt Ihr mein Stiefelchen nicht ... neu machen?“

„Alles kann i Euch neu mache. Neu, was scho da is. Doch was geatmet, da kann i net belebe.“

Sogar die Stimme des Kerzengeists klingt traurig und hilflos. Bei all seiner Macht: Das bloße Sprechen hatte in ihrem Kampf mehr bewirkt als alle ihm zur Verfügung stehende Zauberkraft. Nun, da es darauf ankommt, ist er hilflos wie eine Larve in Anblick einer Armee aus Ameisen.

Eodora meint, dass sie ihrer Freundin – so gut es möglich sey – beizustehen habe. Jetzt, erst jetzt, ist sie in ihrer Lage: Denn der Verlust des Bruders ist gewiss. Nur was sollte sie ihr sagen?

Jahrelang hatte Eodora darüber nachgedacht, was sie ihrem Bruder mitteilen würde, sollte sie ihn je wiedersehen. Sollte sie ihm um den Hals fallen, gleichwohl er sich einer umfangreichen Erklärung niemals würde entziehen können? Oder sollte sie ihn schelten, dass ihm Hören und Sehen vergeht? In ihrem Inneren wollte sie gutherzig sein, das meint, dass das Nachtragen und die Frage nach Schuld und Verantwortung nur solange von Bedeutung sind, wie man sich selbst daran erhärtet. Wer aber das Leben liebt, die Zuversicht, den neuen Morgen, die Geburt jeden Kindes; der die Freude teilt mit den Überlebenden einer Naturkatastrophe; der sich zufriedengibt mit einem Schlafplatz am Boden, solange er windgeschützt liegt; der einen Baum berühren kann, ohne ihn als Holz zu sehen; der ein Tier berühren kann, ohne es als Fleisch zu sehen; der selig ist im Anblick der einfachsten Dinge, und sey es eine ungewöhnlich geformte Walnuss oder der Duft frisch gebackenen Brotes – der verdient die Aussprache des Gerechten; dem steht zu das Mitgefühl, das er selbst durch Mitgefühl bewirkt.

Eodora legt ihre Hand auf Jarstes Haupt, streichelt sie wie ein Kind, kniet zu ihr nieder und setzt auch ihre Hand auf Sontis Brust.

„Wir können nichts mehr tun“, bekennt sie nüchtern und hofft, dass Jarste ihrer Einschätzung folgen möge.

Doch Jarste ist ganz anders, vielleicht durch die Wiederbegegnung mit Sonti ganz anders geworden, als sie sich zuvor ausgab. Es kann die Erkenntnis gewesen sein, dass Tränen mehr ausrichten können als jeder gut geführte Schildkampf. Oder es war einfach an der Zeit zu erkennen, dass das Leben nicht nur aus Abenteuern, aus Kämpfen und Schätzesuchen besteht; sondern dass es viel sinnvoller erscheint, wenn das Ziel ein Heim mit Familie ist. Denn was ist man schon ohne dies?

Der Krieger, so kampferprobt und erfolgreich in der Schlacht er auch sein mag, kann sich durchaus einen Namen machen. Doch zu Lebzeiten wird er mit jedem überwundenen Feind gefürchteter, gemiedener. Und endlich, wenn auch er die Rüstung mit einem Leichenhemd tauscht, kann sein Name noch eine Weile in Legenden leben. Was aber bleibt tatsächlich?

Der dagegen in der Familie sein Heil findet; sein Tagewerk nach den Bedürfnissen der anderen formt; seine eigene hinter die Entsagungen der anderen stellt; den Handelspartner auf einen Nachteil hinweist; der seinen Mitmenschen gibt, was ihnen fehlt – das können Erfahrung und Wissen sein, ein wohlbedachter Rat, eine neue Ansichtsweise, die Warnung vor Unwetter, ein Vorschlag für einen einzigartigen Säuglingsnamen und so fort; das kann die Hilfe im Garten des Nachbarn sein; das kann der gemeinschaftliche Bau eines Gebäudes oder Fahrzeugs sein; das kann das Zusammenführen von Verliebten oder das Trennen von Streitenden sein; ja, derjenige geht einen guten, einen nachhaltigen Weg; dessen Name könnte sogar, von Märchen getragen oder in Wandbehänge eingestickt, länger in Erinnerung behalten werden als der des besten Kriegers oder reichsten Herrschers.

All das wollte Jarste für ihren Bruder sein. Und in ihrer Verzweiflung fällt sie über ihm zusammen, und weint, dass sein Wams durchnässt.

Wie es kommt, kann Eodora kaum glauben: Sonti belebt von neuem! Erst regt sich sein Leib, dann sein Kopf, er geht mit den Armen durch, seine Augen blinzeln in die Dunkelheit. Als er endlich versteht, was mit ihm geschehen war, öffnet sich sein Mund zu einem ersten Wort:

„Schwesterchen – wir brauchen einen Rufnamen auch für dich. Es ist mir verlegen, wenn du mich vor Fremden als Stiefelchen rufst. Ob nun in Tränen oder aus Freude.“

Er lächelt sie behutsam an, will zeigen, dass er der Alte ist; und Jarste fällt ihm, noch immer weinend, um den Hals, drückt ihn so fest, dass er aufstehen muss, um sie zur Gänze anzuerkennen.

„Eine Fremde will ich nicht länger sein!“, tritt nun auch Eodora heran und stellt sich mit einem vergnügten Grinsen vor, eine verlorene Träne aus dem Auge wischend. Und vielleicht liegt auch so etwas wie Liebe in der stickigen Luft. Da ist rasch beschlossen, diesen garstigen Ort zu verlassen. Und so tun sie.

Abschluss

Als sie nacheinander aus dem Weiher auftauchen, sich ans Ufer schleppen und abschütteln – wie freuen sie sich angesichts der wärmenden Nachmittagssonne! So sitzen sie noch eine Weile vergnügt am Ufer und schauen einander an – es gibt keinen wesentlichen Grund, sofort aufzubrechen. Hier, an eben dieser Stelle, war Stiefelchen entführt worden; und eben hier sollte er den Mut finden, das Geschehene zu verstehen:

Genau genommen fehlt ihm ein Teil seiner Erinnerung. Er weiß noch zu sagen, dass der Wasservogel auf ihn so anziehend wirkte wie die Schwerkraft am Rand einer Klippe. Sobald er fiel, gab es kein Zurück. Fortan war es dunkel um ihn herum, doch auch entspannend und ruhig; er empfand weder Hunger noch Durst. Woran er sich erinnert, das gleicht den Motiven eines Traumes: Verrückt und doch vertraut, wirklich und doch unverstanden.

„Eine Stimme flüsterte mir hin und wieder etwas zu. Wirre Worte, die ich wiederholte wie im Schlaf.“

„Warum sollte Euch das Scheusal Anweisungen geben, wie sie erreicht werden kann? Nur durch Eure Botschaften sind wir so weit gekommen und haben obsiegt!“

Sonti versteht nicht, was Eodora meint. So erklärt man ihm die von Jarste erträumten Hinweise. Ihr Bruder weiß davon nichts, jedenfalls hatte er nicht vorsätzlich mit ihr reden können. Und er betont auch, dass es eine männliche Stimme gewesen war, deren Worte er wiederholte. Des Scheusals Stimme dagegen hörte er selbst kurz vor dem Kampf das erste Mal. Und sie klang ganz verschieden.

Dass dies in der Tat verwunderlich sey, stellt man übereinstimmend fest und belässt die finsternen Erinnerungen dort, wo sie hingehören – auf dem Grund des Weihers.

Nachdem sie ihre Habe aufgeschultert haben, wandern sie den Berg ein letztes Mal herab, durch die weite Ebene bis in das verlassene Dorf, Eodoras ehemaliges Zuhause. Ein letztes Mal schaut sie in alle Hütten, ein letztes Mal ruft sie die ihr vertrauten Namen, ohne dass sie Antwort bekommt. Ihrer Bedrückung würde sie an diesem Ort nie wieder Herr werden; ein Hierbleiben kommt nicht infrage. Und so dauert es keinen Tag, um einander davon zu überzeugen, dass die Hütte im Wald – die Hütte des Alchemisten – ihre neue Heimstätte sein könnte. Den Geschwistern wäre das Ziel erreicht, endlich eine Heimat gefunden zu haben; Eodora bliebe bei ihren neuen Freunden, und, was ihr innerlich wichtiger ist, in Sontis Nähe.

Über die Tage lernte sie seine Gesellschaft zu schätzen. Beinahe öfter als vor seiner Entführung durchdringt er die wilde Natur mit seinen künstlichen Veränderungen: hier ein aufgestapelter Steinturm, dort die Früchte eines Baumes in geometrischen Formen zusammengelegt. Aus reiner Vergnügung staut er einige der Rinnsale, die sie überschreiten, mit losen Steinen und Erde, wohlwissend, dass sie bei der nächsten Regenschwemme überwunden, der nächste Windstoß die Steinhaufen umgeworfen, die angeordneten Blätter und Früchte zerfegt haben würde. Das Kind Natur hoffte er damit zu schulmeistern, doch das trotziges Kind Natur würde widersprechen. Die Frauen erstaunen gleichermaßen über seine unermüdliche Kreativität und die Unablässigkeit seines Tuns. Wie kein anderer bringt er die Menschlichkeit in die Welt – mit den naturgegebenen Mitteln. Ein bemerkenswerter Kontrast.

In Eodoras Augen gibt er sich höflich und zutraulich; lächelt sie zuweilen unbegründet an, worin Eodora große Dinge deutet. Aber sie liegt mit dieser ungelernten Einschätzung nicht wesentlich falsch. Aus der Dankbarkeit über seine Rettung geboren, widmet er ihr viel Zeit, offenbart einige seiner Geheimnisse, sogar solche, von denen nicht einmal seine Schwester ahnt. Er scherzt vermehrt in Eodoras Gegenwart; er achtet auf ihre Sicherheit, indem er unbekanntes Land vor ihr betritt. Vielleicht zeigt er seine Balz nicht so deutlich in Gegenwart seiner Schwester – wer könnte das schon? Doch es ist unmissverständlich, und es würde beiden zufriedene Jahre verheißen sein, insonderheit sie zusammen wohnen und leben sollten.

Stiefelchen bedeutet für Eodora auch Trost, vielleicht sogar eine andere Form der Rettung. Sie verliert die trüben Gedanken an das verlassene Dorf wie man bei jedem Schritt Pilze aus einer löchrigen Tragetasche verlieren kann. Was ihr bleibt, ist der Blick in die Zukunft. Eine bewegende Kindheit liegt hinter ihr, darauf folgte ein großes Abenteuer mit ungesehenen Menschen und Wundern; und jetzt sollte sie ihren Lohn empfangen.

Nach etlichen Tagen erreichen sie endlich jenen Wald, in dem sie die Hütte des Alchemisten zurückgelassen hatten. Dass ihr Weg länger als erwartet dauert, stört Stiefelchen keineswegs; mehr noch, jeder Schritt an der frischen Luft stimmt ihn zufrieden. Das Leben ist auf die Straßen zurückgekehrt, und sie erkennen, dass der Wald zwar versteckt, doch ganz in der Nähe einer belebten Straßenkreuzung liegt, an der sich Wagen aus verschiedenen Richtungen zu einem kleinen Markt treffen.

Ganz unbeachtet bleibt dagegen das tiefe Grün, in das die Drei scheinbar ziellos eindringen, von allen Mitmenschen ungesehen. Sie treten vor die Hütte und lassen Sonti an allen bisherigen Erkenntnissen teilhaben: Den verscharrten Alchemisten, den sie später in ein tiefer ausgehobenes Grab umbetten; die verbliebene Habe des seltsamen Bewohners, insbesondere seine sprechende Wunderkerze, die ihnen die leeren oder verdorbenen Behälter unbegrenzt mit Essen füllt; ihnen die Kleider wiederherstellen kann, dass ihnen fortan an nichts fehlte und sie viele Jahre zusammen leben.

Sontis geschundenes Kurzschwert findet seinen Platz über dem Kamin, dass sein Anblick immer wieder zu abenteuerlichen Geschichten veranlasst, die das Kind gerne hört, das Eodora Sonti bald gebar. Der große Schild, von dem sich Jarste sonst nie trennen mochte, hängt nunmehr über dem Türbogen als ein Zeichen für Schutz und Wohlstand, die Bewehrtheit der innelebenden Bewohner der Hütte. Gleichwohl empfangen sie keine Besuche, denn die Welt ist schlichtweg zu dünn besiedelt, als dass sich jemand an diesen abgelegenen Ort verirrt.

Und Eodora? Nun, ihr verbeulter Helm, zu dessen Wiederherstellung sie die Kerze nicht bitten wollte, steht fortan in der Mitte des kleinen Stuben-

tisches, darauf ist die Kerze festgemacht und tropft so lange über den Helm, bis er nicht länger zu sehen ist. Ausnahmslos jeden dunklen Abend erhellt sie den Raum und füllt mit mancher unerwarteten Geschichte die Verschwiegenheit der tagvollendeten Ruhe aus.

Dann eines Nachts – ein Schneesturm hat sich seit Tagen über dem Land festgesetzt – erwacht Sonti ungewohnt aus dem Schlaf, dass selbst die Kerze, die man für gewöhnlich über Nacht als wachendes Licht brennen ließ, zusammenzuckt. Schweißgebadet sitzt er auf in seinem Bett, mit rasendem Herzen und Leere in seinem Inneren. Irgendetwas stimmt nicht mit ihm, bis zum neuen Morgen sitzt er so da. Dann endlich sollen die anderen Hausbewohner erfahren, was in ihm vorgegangen war.

Ein starker Zwang hielt ihn wach; ein Zwang darüber nachzudenken, an welche Kleinigkeiten er sich noch erinnern kann, die ihm in einem Traum dargelegt worden sind. Er träumte viel; viel mehr, als ein Mensch ertragen kann. Denn zuweilen kommt es vor, als träumte man das Leben eines anderen, und darüber hinaus; man träumt so vielfältig, dass man ein ganzes Buch mit Motiven und Dialogen würde auffüllen können, wenn man sich nur gleich mit Feder und Papier im ersten Sonnenlicht daran setzte.

Sonti erinnert sich diesmal an Wehmut, an Verzweiflung, an Hilflosigkeit, wie er sie ehemals im Unterreich erfahren hatte. Und endlich dringt eine bislang unterdrückte Erinnerung hervor, die er aus unbekanntem Gründen zu vergessen gesucht hatte. – War es ein Mithäftling, der ihm davon erzählte? Oder hatte er es mit eigenen Augen, in der Begrenztheit seiner Wahrnehmung gesehen? Ganz gleich, er weiß eines mit unbeirrbarer Gewissheit: Jemandem, der sein Schicksal geteilt hatte, war es gelungen zu fliehen. Ja, er floh aus dem unterirdischen Verlies und kehrte gesund an die Oberfläche zurück!

Sowie Eodora das hört, ist sie für den Rest des Tages und alle folgenden Tage gefesselt von der Idee, dass dieser Flüchtling, dieser Glückspilz, ihr Bruder Unferd gewesen sein könnte. Und wenn er noch lebte, dann galt es eines zu tun: Die Sachen zu packen, die Waffen abzustauben, Freund Kerze abzurechen von ihrem Sockel, und die Spur aufzunehmen – in ein neues Abenteuer mit ungewissem Ende.